



Der Friesenpastor.

Kriminalroman

von

Dietrich Theden.

4

Nach Wiederaufnahme der Verhandlung erfolgte die Vernehmung der Entlastungszeugen. — Niels Johannsen hatte seinen Platz auf der Anklagebank wieder eingenommen. Er war leichenblau, starrte regungslos vor sich nieder und schien weder zu sehen noch zu hören, was um ihn vorging.

Als der letzte Zeuge abgetreten war, erhob sich der Staatsanwalt, um in kurzer, schonungsloser Rede zusammenzufassen, was zu Ungunsten des Angeklagten zu deuten war. Aus Haltung und Gebärden des hohen, hageren Mannes war nicht zu erkennen, ob irgend ein Moment während der Verhandlung seine persönliche Teilnahme hatte regen lassen; er stand hochaufrichtig, seine Züge waren verschlossen, seine Stimme klang metallisch fest.

„Wir erleben“, begann er, „das zum Glück in deutschen Landen seltene Schauspiel, daß vor die Schranken des Strafgerichts ein Mann gerufen wird, der mehr als ein andrer vor dieser Stelle geschützt sein sollte. Ich erblicke weder in einem Verurteilten noch im Grade der Bildung ein vorbeugendes Mittel gegen menschliches Irren und Fallen; wenn aber ein Mann, der durch ein Vertrauensamt ausgezeichnet und durch hohe Bildung fähig war, die Tragweite seiner Handlungen zu ermessen, doch jählings zu Fall kommt, so hat er damit die Achtung vor seinem Stande und den daraus entspringenden Pflichten um so schärfer verletzt und darf nicht den Anspruch erheben auf Rücksichten, die er selbst verwirkt hat. Ich lasse dahingestellt, was dem heutigen Angeklagten aus seiner Vergangenheit nachzurühmen ist; ich will nicht untersuchen, ob das von den geehrten Herren Entlastungszeugen aufgerollte Bild dieser Vergangenheit so fleckenlos war, daß die That, die den Gegenstand der Anklage bildet, davon um so greller und zu um so schärferer Abhebung herausfordernd abstechen würde. Aber es ist meines Amtes, das zweifellos vorliegende Verbrechen zur Aufklärung und Sühne zu bringen, und in dieser Aufgabe kann mich keine Sentimentalität, keine Rücksicht auf Alter und Würde beirren, die ich überall anders lebhaft anerkenne, nur nicht hier.“

„Ich hätte aus dem Geständnis des Angeklagten gern ein zu seinen Gunsten sprechendes Moment hergeleitet, wenn der Angeklagte mir dies nicht durch die Verklausulierung seiner Aussage abgeschnitten hätte. Die Rede des Angeklagten war mir interessant, und

ich schließe aus ihr auf einen tüchtigen Kanzelredner. Aber der Appell an die Herzen hat mir nicht imponiert, und ich muß mir die Freiheit wahren, die Ergiehung als das zu bezeichnen, was sie ihrem oratorisch umhüllten Kerne und dem offenkundigen Zwecke nach war: ein Theaterstück! Für solche ist aber die Gerichtsstelle nicht der Ort, und ich konstatiere, daß der Eindruck auf die Staatsanwaltschaft der gegenteilige von dem war, auf dessen Erzielung es abgesehen sein mochte.“

„Es will mich bedünken, als hätte der Angeklagte mit einem schlichten Bekenntnis seiner Schuld sich

sicheren Fundamenten ausgerichtet hat. Ich beschränke mich auf die kurze Zusammenfassung dessen, was das Verfahren gegen den Angeklagten ergeben hat.“

Der Staatsanwalt nahm ein Blatt mit Aufzeichnungen zur Hand und fuhr fort:

„Als von dem der Beleidigung bezichtigten Bauern Dietrich Skagen in bestimmtester Form die Gegenbeschuldigung gegen den Pastor Niels Johannsen erhoben und nach allen Richtungen hin durch Zeugen belegt wurde, war ich mir darüber im klaren, daß der Bauer unmöglich den Wahnsinn begangen haben könne, blindlings Behauptungen aufzustellen und Namen anzuführen, daß vielmehr seinen Angaben ein gewisser Thatbestand unbedingt zu Grunde liegen müsse. Die Untersuchung gab mir über alles Erwarten recht und gestaltete sich derart lückenlos, daß die Verurteilung des Angeklagten hätte erfolgen müssen, auch wenn er sich nicht zu einem Geständnis herbeigelassen hätte. Niemand, auch der Herr Verteidiger nicht, wird die Beweise aus der Welt schaffen können, welche die Exhumation erbracht hat. Der Tote ist da und mit seiner Leistung der Veredsamkeit wegzuleugnen! Und keine Deduktion wird den Nachweis erschüttern, daß der Tote ein Ermordeter, und daß der Ermordete niemand anders war als der verschollene Peter Skagen! Für den Mord spricht die Feststellung der Ärzte, die Identität des Toten bezeugen unwiderleglich die Merkmale, die der Vernichtung widerstanden haben. Ist aber die Recognition des Toten nicht umzustößen, so ergibt sich, wie vom Herrn Vorsitzenden schon betont wurde, in unbarmherziger Logik, daß der, der den Toten in der ungeweihten Erde heimlich und nächtlich bestattet hat, der Angeklagte, Pastor Niels Johannsen, war, denn drei vollwertige Zeugen haben ihn bei seiner Arbeit gesehen. Hat aber der Angeklagte Niels Johannsen die Bestattung vorgenommen, so war er auch der Mörder, denn er hätte nicht, wie ebenfalls schon hervorgehoben wurde, die Totengräberarbeit für einen andern besorgt und ebensowenig Veranlassung zu heimlicher Vergung gehabt, wenn der Peter Skagen etwa ohne fremdes Zutun plötzlich und zufällig aus dem Leben geschieden wäre. Um ein Werk von fremder Hand konnte es sich auch darum nicht handeln, weil niemand außer dem Pastor im Hause zugegen war. War er aber allein dort, so war er allein der Thäter — und da das erstere feststeht, ist zugleich der Beweis für das zweite erbracht.“

„Ich habe selten einen Kriminalfall erlebt, der so klar gelegen hätte wie dieser, und ich gebe meiner innersten Ueberzeugung Ausdruck, wenn ich ausspreche, daß der Angeklagte nicht bloß der That an sich, sondern auch des vorsätzlichen Mordes überführt ist. Er allein hatte, trotz seines spruchweislich umschreibenden Zeugens, ein Interesse an der Beseitigung des ihm lästigen Menschen, er hatte seiner ungeheuerlichen Wut gegen den unnützen Gast in wiederholten



Freiherr Hermann von Voelk,
der neue Minister für Galizien.

besser gedient, als mit dem pathetischen Hinweis auf eine Lücke in seinem Gedächtnis oder auf die Möglichkeit, die That in Geistesabwesenheit begangen zu haben. Die Verurteilung auf einen Geistesdefekt ist ja ein beliebtes Auskunftsmittel in unserer Zeit, um die Verantwortung für eine Handlung, wenn sie unbequem zu werden droht, kurzerhand abzulehnen. Aber gleichviel: das Geständnis des Angeklagten war nicht durchaus erforderlich, weder das ganze noch das halbe; ich begrüße es lediglich als den Schlüsselstein des Beweisbaues, den die Untersuchung auf unumstößlich

zugestandenem Mißhandlungen Ausdruck gegeben, er hat sich endlich, kaltblütig, überlegt und wohl vorbereitet, des Menschen ganz entleert. Nicht durch Zufall, nicht weil er von dem Getöteten zum Zorne gereizt und dadurch auf der Stelle zur That hingetrieben wurde — ich protestiere ausdrücklich gegen eine solche Auffassung, mit der die Klug bedachte Entfernung des einzigen möglichen Zeugen in unlösbarem Widerspruch stünde! Ich verneine auch das Vorhandensein anderer mildernden Umstände, erblicke vielmehr in dem Stande des Angeklagten, in der Kaltblütigkeit der Ausführung und Verdeckung des Verbrechens, in dem auf Ueberhöhung seiner Person und Stellung basierenden, bewußt unwahren Vorgehen gegen den Bauer Slagen und endlich in der effektiv theatralischen Umhüllung seines Geständnisses lediglich erschwerende Umstände. Mein Antrag geht auf Schuldisprechung des vorfälligen, mit Ueberlegung ausgeführten Mordes, und die von der Anklage den Geschworenen vorzulegende einzige Frage bitte ich den Herrn Vorsitzenden dementsprechend zu formulieren."

Die Blicke der Zuhörer wandten sich dem Verteidiger zu, und aus allen schien die Frage zu sprechen, ob der jugendliche Anwalt dem kaltblütigen Ankläger gewachsen sein möge. In Ernst Dürhus' Haltung zeigte sich nichts von Verlegenheit; er war sparsam und maßvoll in den seine Rede begleitenden Gesten, vermied möglichst alle Schärfe gegen die Anklagebehörde und suchte allein durch Wärme der Darlegung und Logik der Argumente zu wirken. Daß er gegenüber den beweiskräftigen Ergebnissen der Untersuchung und dem niederschmetternden Eingeständnis des Angeklagten einen schweren Stand hatte, schien er selbst zu empfinden und sich dadurch zuweilen beengen zu lassen.

Dr. Dürhus verfügte über ein wohlklingendes, sympathisches Organ, und die Zuhörer folgten ihm mit ebenso lautloser Spannung wie vorher dem Staatsanwalt. Er ging zunächst auf das Vorleben des Angeklagten ein und fand zu Anfang einen Ton nicht stimmungsloser Schilderung.

"Aus dem Leben des Mannes," führte er aus, "der in dieser Stunde als ein Entwürdigter und Gebrauchsartikler gekennzeichnet werden soll, tritt ein Zug in meine Erinnerung, der charakteristisch ist für seine ehrenhafte Eigenart in Denken und Handeln. Auf dem Friedhofe in Holby erhebt sich auf einem wohlgepflegten Hügel ein schlichtes eisernes Kreuz mit der Inschrift: 'Franzisco del Egabro, gestorben 14. August 1885.' In dem auf dem Grabkreuze dem Gedächtnis bewahrten Sommer kam ein kranker Händler, ein vom Wege verschlagener armer Italiener, hausierend in die kleine Gemeinde und bot müde seinen geringen Vorrat an schlechten Blech- und Drahtwaren zum Kaufe an. Die Bauern sahen scheel auf den zerkümmerten, schwächlichen Menschen und verweigerten ihm selbst ein Nachtquartier in den Scheunen, weil sie fürchteten, der Mann könne unredlich oder undorfsichtig sein, einen Diebstahl beabsichtigen, einen Brand herbeiführen oder sonst ein Unheil anstiften. Eines Abends kam der Arme an das Pastorat, und als er im Garten den vornehmen geistlichen Herrn mit Frau und einem blühenden Kinde am gedeckten Tische erblickte, wollte er umkehren, obwohl der Hunger ihm fast die Kehle zuschnürte und die Kräfte ihn zu verlassen drohten. Aber er war willkommen. Er nahm die Ware von der Schulter und stellte sie abseits; den zerrißenen Hut legte er obenauf; dann setzte er sich zu Tisch, und zu des Pastors Verwunderung lugten aus dem zerfetzten Rock die Fächer einer kleinen, frischgrünen Palme, das gehegte Andenken des Fremden an sein Vaterland. Der Wanderer starb an Entkräftung. Gerührt betrachtete Niels Johannsen die Pflanze, deren Pflege er nicht verstand und die zu dürrn begann, als ihr Herr nicht mehr war. Aber der Pastor gab sein Hegen nicht auf, er befragte einen Gärtner, er las über die Pflege der Palmen in Büchern und hatte die Freude, sein Mühen durch den Erfolg gekrönt zu sehen. Als ein neuer Frühling kam, setzte er dem Fremden das Kreuz und pflanzte die Palme auf das Grab. Als der Herbst kam, holte er sie wieder ins Haus — mit jedem neuen Jahre that er wie zuvor, und der Gast aus dem Süden gedieh im kalten Norden immer kräftiger, bis er mit seinen mächtigen Fächern den Hügel überdeckte und das Grab in fremder Erde heimlich überschattete..."

"Die Handlungsweise des Pastors zeugt von einer idealen Güte und Pietät, und beide können nicht in einem Herzen erwachsen, das daneben noch für unreine Leidenschaften Platz hat. Niemals und nirgends sind auch solche Leidenschaften zu Tage getreten, das würden eine ganze Gemeinde und ungezählte Zeugen darüber hinaus bestätigen können, wenn eine Umfrage nach dem erlassen würde, was der Pastor von Holby aus selbstlosem Herzen für Heimische und Fremde gethan hat. Eine große Reihe von Entlastungszeugen ist an Gerichtsstelle vernommen worden, die angesehenen Männer der Gemeinde und der nächste Vorgesetzte, der ehrwürdige Propst Emker, sind darunter; jeder einzelne

hat mit warmen Worten bestätigt, was für jeden mit der nordfriesischen Marsch Vertrauten längst und unumstößlich feststehend war: das vorbildliche, fast beispiellos geeignete Wirken des Pastors Johannsen. Nicht immer war die Gemeinde Holby geordnet wie heute, nicht immer herrschte dort ein versöhnender Geist, der zwischen arm und reich freudig vermittelte, der das Elend hinaustrieb und das Murren der Unzufriedenheit verstummen ließ; wie die Palme des Fremden mußte Niels Johannsen seine Gemeinde pflegen; Jahre verbrauchten, ehe sein Werk gelang, und aber Jahre, ehe es zu festem Bestande gesichert war. Aber unermüdet war er thätig; niemals dachte er an sich selbst, immer sorgte und schaffte er für die andern. Und so dankbar wurde schließlich seine Gemeinde, so über jede Auszeichnung erhaben sein Ruf, daß das Wort des Geistlichen galt wie das eines Königs, daß die Gemeinde den Pastor in alles einweihte, was die Herzen bewegte, und seinem Räte folgte mit grenzenlosem Vertrauen.

"Die Geistlichen in der nordfriesischen Marsch sind Männer von knorriger Eigenart, aber urgesund und von glänzender Pflichttreue in Lebensführung und Wirken: die leuchtendste Gestalt unter ihnen war Niels Johannsen, und der Glaube an ihn ist nicht wankend geworden, seit eine schwere Hand sich herablenkte und den Makellosen niederzudrücken suchte in Staub und Verachtung. Fragen Sie herum in Holby und der Marsch, wie ich es gethan habe, und Sie werden das Verhängnis beklagen, aber nie einen Zweifel äußern hören gegen den, der, von Kerkerschmach und -nacht daniebergedrückt, unerhört und überraschend sich selbst belastet, aber nicht die Ueberzeugung entkräften konnte, die vor den Schranken des Gerichts in dem erschütternden Rufe Ausdruck fand: 'Und nein! Ich glaube es doch nicht!'"

"Ich glaube es doch nicht! Das ist der Ausdruck der öffentlichen Meinung und der unverrückbar festen Ueberzeugung, aus der auch die Verteidigung den Mut schöpft, noch im letzten Augenblick auf eine Wendung zu Gunsten des Angeklagten fest zu hoffen.

"Ich glaube nicht an das, womit der Angeklagte sich selbst, ich glaube auch nicht an das, womit die Untersuchung ihn belastet hat. Ich kann mir nicht alles erklären, ich kann auch die Folgerungen nicht alle widerlegen, welche die Anklage gezogen hat; aber ich muß Sie aufmerksam machen auf die Lücken der Beweisführung und die Zweifel und Unklarheiten, die aus diesen sich ergeben.

Der Herr Staatsanwalt hat hervorgehoben, daß die Anschulldigung des Bauern von vornherein durch ihre Bestimmtheit eine gewisse Begründung habe vermuten lassen. Auf mich hat die Sicherheit der Anschulldigung einen andern Eindruck gemacht: ich habe mich fragen müssen, wie der Bauer Diel Slagen dazu kommen könne, auf so schwacher Grundlage eine so schwere Anklage aufzubauen! Herr Pastor Niels Johannsen hat vornehm jede Aeußerung vermieden, die geeignet gewesen wäre, den Bauer Slagen zu belasten. Die Verteidigung ist aber dadurch nicht gebunden, und ich spreche es rückhaltlos und offen aus: Die Folgerung des Bauern Diel Slagen von der angeblichen nächtlichen Arbeit des Angeklagten auf die Bestattung eines Toten ist eine so unerhört kühne, daß sie die Frage gestattet, wenn nicht geradezu nahelegt: Wußte der Bauer von dem Tode mehr?

"Ich lasse die Antwort einstweilen dahingestellt. Die Staatsanwaltschaft hat durch die Exhumation die Anschulldigung gerechtfertigt gefunden und ausgesprochen, den Toten selbst könnte keine oratorische Leistung hinwegleugnen. Ich frage dennoch: Wer ist der Tote? Und ich frage weiter: Wer hat ihn dort geborgen?

"Die Recognition des Toten ist nach Merkmalen erfolgt, die ich als stichhaltig nicht erachten kann. Die genaue Größe Peter Slagens konnte nicht ermittelt werden, die ungefähre teilen allein in diesem Saale wohl ein halbes Hundert Männer, teilen der Vorsitzende, der Angeklagte, der Verteidiger, mehr als die Hälfte der Geschworenen! Dunkelbraune Kleidung ist ein Kennzeichen für Tausende, Holzschuhe trägt jedes Friesenkind, silberne Ohrringe sind weder bei Fischern, noch Schiffen, noch Handwerkern eine Seltenheit — die Merkmale sind ganz allgemeine, keine irgendwie spezifischen.

"Die Bestattung des Toten soll mit dem Tage des Verschwindens Peter Slagens zusammenfallen; die ärztlichen Sachverständigen reden von einer Ruhezeit der Leiche zwischen zehn und fünfzehn Monaten, lassen also, im Gegensatz zur Anklage, für die Bestattung einen Spielraum von fast einem halben Jahre!

"Wer hat den Toten geborgen? Der Pastor — sagt die Anklage. Ein Mann in grauem Schlafrock und schwarzem Käppi — sagen die Zeugen. Ein Mann in der Kleidung des Pastors oder einer ähnlichen. — Aber der Pastor selbst? Sein Gesicht hat man nicht gesehen — von einer zweifellosen Feststellung des Pastors in dem nächtlichen Arbeiter kann unmöglich die Rede sein!

"Die Anklage behauptet von dem Tode, er sei ermordet worden — die Sachverständigen lassen ausdrücklich die Möglichkeit des Todes durch einen Fall offen.

"Die Anklage stellt die Hypothese auf, der Angeklagte sei allein zu Hause gewesen und habe darum allein den Mord vollbringen können. Aber die Anklage bleibt den Beweis für den ersten Teil ihrer Hypothese schuldig, und darum qualifiziert sich der folgernde zweite Teil als Trugschluß. Die Anklage erbringt auch nicht den Schatten eines Beweises, daß der Mord, wenn ein solcher vorliegt, überhaupt im Pastorhause verübt wurde, und niemand kann mich hindern, der einen Behauptung die andre, gleichwertige entgegenzustellen, daß die Leiche nicht aus dem Pastorat, sondern von außen her, und nicht vom Pastor, sondern von andrer, bisher nicht ermittelter, fremder Seite in den Garten verbracht wurde.

"Die Anklage zieht aus der Abwesenheit der Tochter des Pastors einen Schluß zur Belastung des Angeklagten, während erwiesen und von Zeugen bekräftigt ist, weshalb Helge Johannsen sich entfernte, zu wem sie ging, und was sie festhielt. Die ehrende Teilnahme an fremdem Leide trieb sie fort, die Treue der Freundschaft bannte sie an das Lager des Unglücks!

"Die Anklage zieht zur Belastung des Beschuldigten noch einen andern Zufall heran: den, daß der Geistliche über die gewohnte Zeit der Ruhe geschlafen. Ich verzichte auf eine ernstliche Widerlegung, denn Tausende schlafen täglich über die Zeit hinaus, ohne ihr Gewissen mit einem Morde belastet zu haben, und die wenigen, die Unglücklichen, die sich in Wirklichkeit mit Blut befleckten, stöhnten der Schlaf auch zur gewohnten Zeit.

Der Pastor war jähzornig, behauptet die Anklage, und hat endlich mit dem Störer seines Hausfriedens die Geduld verloren. Wer den Verschollenen gekannt hat, wie ich, der hat oft genug die nie ermüdende Nachsicht des Hausherrn gegen den blöden Menschen bewundert — jeder andre hätte ihm längst die Thür gewiesen. Johannsen hat ihn zuweilen gezüchtigt, ich bestreite es nicht, aber ich finde nichts darin, was die Ehre des Geistlichen verletzen könnte; daß sie maßlos geworden sei, daß sie mittelbar oder unmittelbar zum Tode des Zurechtgewiesenen habe führen können, das verneine ich entschieden, und dafür liegt auch keinerlei irgendwie beweiskräftiges Zeugnis vor. Selbst der Angeklagte leugnet es, und die Sachverständigen bestätigen, daß von dem zugestandenem Schläge mit der Breitseite eines Spatens eine Verletzung der konstatirten Art nicht herrühren konnte.

"Die Anklage betont das unfasbare Zugeständnis des Beschuldigten.

"Wohl niemand von den Zeugen, denen der Pastor von Holby von früher her bekannt war, hat sich einer tief ins Herz schneidenden Teilnahme erwehren können, als der Anblick des ergrauten, gebrochenen Freundes ihn lehrte, was der Kummer weniger Monate aus dem breitschultrigen, kraftvollen, blühend rüstigen Manne gemacht hat. Niels Johannsen ist gebeugt an Körper und Seele, und die ihn verehren und lieben, müssen sich trauernd fragen, ob er sich je wieder aufrichten wird. An sein Schuldbekenntnis glauben sie nicht. Es ist ihnen überraschend gekommen wie mir; es ist für sie wie für mich ein Zeichen an Verstörung grenzender seelischer Depression des Angeklagten, die mich veranlassen mußte, den Antrag auf Beobachtung seines Geisteszustandes zu stellen, wenn ich nicht für die beklagenswerte, verwirrende Aussage noch einen Anhalt in dem Charakter des Angeklagten fände. Niels Johannsen hat bekannt, weil er müde ist und zu schwach, um weiter zu kämpfen. Ihn leiteten zugleich die Ehrlichkeit und Bescheidenheit, die ihn ausgezeichnet haben sein Leben lang; ihn bestimmte das erklärliche und berechnete Vertrauen auf die Menschen, denen er selbst die Wahrheit gelehrt. Er hat mit keinem Zeichen einen Groll gegen den verraten, der ihn im Tiefsten verletzt; er hat aber demutvoll denen geglaubt, die seine Freunde waren und gegen ihn zeugten — er bewahrte seine Nachsicht und Güte gegen alle und verlor das Vertrauen auf sich selbst!

"Das sagt sein Geständnis, nichts weiter, und nicht höher bitte ich es zu bewerten.

"Ich stelle keinen Antrag, den Geschworenen auf Grund des Paragraphen 212: Tötung ohne Ueberlegung, oder 213: Totschlag, noch weitere Fragen vorzulegen, ich mache auch keine andern mildernden Umstände geltend: ich vertraue der heiligen Ueberzeugung von der Unschuld des Angeklagten und erhoffe voll Zuversicht die Freisprechung."

Der Staatsanwalt griff in seiner kurzen Replik über das Sachliche hinaus.

"Die Verteidigung," entgegnete er kalt und bohrend, "hat uns eine Elegie vorgetragen von einer Palme, die hoch im Norden das Grab eines Fremden mit einem Stüde von seiner Heimat bedeckte und schattete. Das ist eine poetische Introduction, die mit den Vorzügen einer solchen den Nachteil vereint, daß sie dem küh-

wägenden Verstande weichen muß, wie die fromme Sage im Volke der glaubenslosen Wissenschaft. Ich muß es mir versagen, noch einmal aneinander zu reihen, was die Anklage, überzeugend und für jeden Sehenden mit den Händen greifbar festgestellt hat; ich muß darauf verzichten, der Verteidigung auf das Gebiet der lediglich verneinenden Hypothese zu folgen und die größere Festigung der nirgends erschütterten Beweismomente zu erstreben; aber ich acceptiere gern, was die Verteidigung selbst zu neuer Erhärtung der Aussagen und Feststellungen beigetragen hat, und was unwillkürlich mehr als eine Floskel war, das Wort des Geistlichen galt wie das eines Königs, so beteuert die Verteidigung: Ich stelle die bemerkenswerte Versicherung dankend in den Dienst der Anklage und wende sie an auf den klärenden und, wenn wirklich seelischer Depression entstammenden, so doch aufrichtigen Ruf des Angeklagten: „Ja denn, ich bin schuldig!“ An einem solchen Wort ist nicht zu drehen und zu deuteln. — Ich halte meinen Antrag aufrecht.“

Der Verteidiger duplierte: „Der Herr Staatsanwalt hat mich nicht mißverstanden: ich drehe und deutle nicht, ich halte mich an das Wort des Angeklagten so gut wie er. Aber ich erachte nicht die der Verwirrung und Bebrückung entflozene Aussage des Angeklagten, die allein das Ergebnis der Zeugenvernehmung zur Basis hat, als ausschlaggebend, sondern die zweimalige freie, selbständige, klare Verneinung der Schuld des Angeklagten vor dem Untersuchungsrichter und auf die Frage des Herrn Vorsitzenden zu Beginn der Hauptverhandlung. „Der Angeklagte ist weder des vorsätzlichen Mordes noch überhaupt des Verbrechens wider das Leben überwiegen, und sein Zugeständnis hat keinen höheren Wert, als dieser trotz staatsanwaltlicher Auslegung durch die Beschränkung bedingt wird: der Beschuldigte könne sich der That weder entsinnen noch sie erklären. — Ich bitte wiederholt um Verneinung der Schuldfrage.“

Der Präsident verlas die den Geschworenen zur Beantwortung vorzulegende Frage:

„Ist der Angeklagte schuldig, zu Holby am 16. Juni 1892 den Bauernsohn Peter Skagen vorsätzlich und mit Ueberlegung getötet zu haben?“

Ein Geschworener regte die Stellung einer Unterfrage an.

„Da die Geschworenen das Recht haben,“ bemerkte er, „die gestellte Frage eventuell nur zum Teil bejahend zu beantworten, so bitte ich, den Fall vorzusehen, daß die von Paragraph 211 bedingte Tötung „mit Ueberlegung“ verneint wird.“

Ein Widerspruch gegen die Anregung wurde nicht erhoben. Der Präsident formulierte die Unterfrage: „Wird die Frage aus Paragraph 211 nur mit der Maßgabe bejaht, daß das Moment der Ueberlegung verneint wird, so wird die Unterfrage aus Paragraph 213 gestellt:“

„War der Angeklagte ohne eigne Schuld durch eine ihm zugefügte schwere Beleidigung von dem Getöteten zum Zorne gereizt und hierdurch auf der Stelle hingeworfen worden?“

Staatsanwalt und Verteidiger ließen die Frage ohne Einwendung zu.

Der Vorsitzende wandte sich an Niels Johannsen. „Ich frage Sie, Angeklagter, haben Sie zur Fragestellung noch eine Bemerkung zu machen?“

„Nein,“ entgegnete Johannsen, wie aus einem Traume erwachend, kaum hörbar.

Der Präsident erteilte die Rechtsbelehrung, und die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück.

In dem Verhandlungszimmer herrschte eine drückende Schwüle und unter dem Publikum eine Stimmung, die um so hoffnungsloser wurde, je anstrengender das stille Ausstarren auf den Plätzen sich gestaltete, und je länger die Geschworenen die Geduld der Harrenden in Anspruch nahmen.

Der Angeklagte war während der Beratung der Geschworenen aus dem Sitzungszimmer entfernt und in einen abseits gelegenen Raum verbracht worden, in dem er in dumpfem, gedankenarmem Brüten des Spruches harrete, der mit kurzem „Ja“ oder „Nein“ über Freiheit und Leben oder Kerker und Vernichtung entscheiden sollte.

Erst nach einer vollen Stunde kehrten die Geschworenen in den Sitzungssaal zurück, und der Obmann verlas mit tiefem Ernste den Spruch:

„Auf Ehre und Gewissen bezeuge ich als den Spruch der Geschworenen:“

„Ist der Angeklagte schuldig, zu Holby am 16. Juni 1892 den Bauernsohn Peter Skagen vorsätzlich und mit Ueberlegung getötet zu haben?“

„Ja! mit mehr als sieben Stimmen.“

Obwohl viele den Spruch in banger Erwartung vorausgesehen hatten, erregte er doch namenlose Verstärkung.

Der Staatsanwalt erhob sich, und sein Antrag traf schneidend wie ein Säbelhieb:

„Auf Grund des Wahrspruches der Geschworenen

beantrage ich die vom Gesetze vorgeschriebene Strafe des Todes!“

Die Verkündung und Begründung des Todesurteils erfolgte unter Grabesstille.

Auf der Straße aber bildeten sich leidenschaftlich debattierende Gruppen, und das den Spruch der Geschworenen ablehnende, die Justiz beschuldigende Volkswort pflanzte sich fort: „Kein Mensch glaubt es!“

Zwölftes Kapitel.

Die „Tragödie des Friesenpastors“ bildete einen dankbaren Stoff für die Zeitungen. Alle Hauptblätter verzeichneten das Urteil in Telegrammen und ließen spaltenlange Berichte über den sensationellen Fall folgen. Schon über die Verhaftung des Pastors war ausführlich berichtet und durch laufende Notizen dann die Spannung auf die Hauptverhandlung vor den Geschworenen immer mehr erhöht worden. In Tausenden von Exemplaren wanderten die Blätter mit den Berichten nach der nordfriesischen Marsch; in jedem Hause wurden sie gelesen und lebhaft diskutiert; hin und wieder riefen sie ein bedenkliches Kopfschütteln hervor; meistens stießen sie auf starken Widerspruch. Der Pastor von Holby war eine allen zu vertraute Erscheinung gewesen, als daß plötzlich der Glaube an ihn hätte verloren gehen oder auch nur ernstlich erschüttert werden können.

Dann, als einige Tage verflossen waren, wurden die Zeitungen sorglich zusammen- und beiseite gelegt, und die Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf ein von dem Rechtsanwalt Doktor Dürhus abgefaßtes Schriftstück, ein Gnabengesuch, das in Holby und den nächstgelegenen Gemeinden zirkulierte und von einem offenen Schreiben der in dem Prozeß aufgetretenen Zeugen begleitet war, in dem zur Mitunterzeichnung des Gesuches aufgefordert wurde. Die Bogen bedeckten sich rasch mit Unterschriften; in Holby fehlte von den erwachsenen Ortsbewohnern nur der Bauer Dierl Skagen, der nicht aufgefordert worden war. Aber selbst seine Leute waren vollzählig vertreten.

Die Geistlichen der Marsch schlossen sich in einem besonderen Gesuche dem Vorgehen der tapferen Holbyer einmütig an, und große Freude erregte überall die durch die Blätter schnell verbreitete Kunde, daß auch von seiten der Geschworenen ein Gnabengesuch, dem — das Bemerkenswerteste — der Gerichtshof mit beigetreten, an die vorgeschriebene Instanz abgegangen sei.

Voll zuversichtlichen Vertrauens barte man der Entscheidung entgegen. Das ergangene Todesurteil war nicht anzufechten; aber daß es nicht vollstreckt, daß es in lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt werden würde, dagegen erhob sich nicht der allergeringste Zweifel; diese Hoffnung zog selbst in das jage Herz der Tochter des Verurteilten ein und hielt sie allein noch aufrecht.

Niels Johannsen verblieb bis nach Erledigung des Gnabengesuches im Gefängnis zu Hünsburg. Der Richter, der die Untersuchung gegen ihn geführt hatte, brachte ihm die Nachricht von dem Gesuche in seine Zelle. Johannsen konnte die Apathie, die ihn lähmte, nicht abschütteln. Er dankte dem Richter, ohne für die Tragweite der Nachricht ernstliches Verständnis zu zeigen. Er verbrachte den Tag gebeugt, stets versunken in wirres, stumpfes Brüten. Er warf sich des Nachts schlaflos auf dem harten Lager umher und zermarterte sein Hirn in vergeblichem Suchen nach einem Anhalt, der ihm das Vorgefallene hätte begreiflich machen können. Er stand wehrlos vor einem Verhängnis, das ihn niederbrückte mit brutaler Gewalt, und erkannte weder Anfang noch Ausgang. Das Todesurteil beschwerte ihn nicht; es kam ihm kaum zum Bewußtsein, es zuckte nur zuweilen traumgleich durch sein Denken und dann nicht beklemmend, sondern die Brust zu freierem Atemzuge dehrend. Niels Johannsen bewahrte sich als echtes Friesenkind; er war über die enge Heimat nur hinausgekommen während der kurzen Studienjahre und hatte auch damals sein Herz in der meerumrauschten Marsch zurückgelassen, in der seine Wiege gestanden. Niemals hatten ihn Wünsche befeuert, nie ihm Ziele vorgeschwebt, die ihn nicht mit unlösbarer Kraft der stillen, schmucklosen Heimat verbunden hätten; nie traten selbst in den düsteren Mauern des Gefängnisses andre Bilder vor seine Seele als von den Stätten und Menschen am sonnenvergoldeten oder sturmumtobten Nordseestrand. Er schluchzte auf unter der ihn tötenden Schmach, und er streckte zitternd die Arme aus in verzehrender Sehnsucht nach der unerreichbar ferngerückten Heimat.

Nordfriesland ist nicht reich an Schönheiten der Landschaft und ist und bleibt seinen dankbaren Kindern doch das Schönste der Welt. Der Nordfrieser ist ernst und wortkarg und weiß nicht zu sagen, was die Seele nie dem Zauber der Heimat entfliehen läßt; er grübelt auch nicht darum; aber wenn er fern ist, fehlen ihm das Rauschen der Wogen, der Schrei der im Zickzack hührenden Möwen, der weite blaue Himmel, der freie, schweifende, Gedanken an die Unendlichkeit weckende Blick fernhin über Meer und Land — fehlen ihm der

kräftige Handschlag, die gebräunten Züge, das treue, blaue Auge der heimatischen Männer und Frauen.

Stine Andresen, die den fangesarmen Nordfriesen erstandene, hochbegabte Dichterin, bringt in ihrem „Seemannsgruß an die Heimat“ zum Ausdruck, was dem Friesen unaussprechlich ins Herz geschrieben ist und was kein Glanz der Fremde überstrahlen kann:

Die halbe Welt hab' ich gesehn,
Durst' unter Palmen sinnend gehn,
Ich sah der Berge Spitzen glühn,
Ich sah der Tropen Blumen blühn,
Des Urwalds düst're Majestät,
Rausch' Land von Segen überflutet;
So schön wie du ich keines fand,
Mein meerumraushtes Friesenland.

Auch Frauen, lieblich, hold und zart,
Begrüßten mich auf meiner Fahrt.
Mich hat aus dunkler Augen Pracht
Des Südens Schönheit angelacht,
Des Nordens Maid, mit goldnem Haar,
Mit Augen tief und wunderbar;
Doch keine so das Herz gewinnt
Wie mein blauäugig Friesenkind.

Viel Sprachen haben mich umschwirrt
Und oftmals mir den Sinn verwirrt.
Auch fremder Sang, dem ich gelauscht,
Hat lockend, schmeichelnd mich umrauscht;
Doch schlug aus dem verworrenen Chor
Ein Laut zu Zeiten an mein Ohr,
Mich grüßend mild wie Engelsang:
Der Friesenprache weicher Klang.

Du Friesenvolk, so stolz und frei,
O bleib ohn' Falch und Heuchelei.
O Friesenmädchen, schlank und fein,
Bleibt immerdar so keusch und rein.
Die Sprache, weich und wunderbar,
Bewahre sie, du kleine Schar;
Dir schlägt mein Herz in Glück und Not,
Mein Friesenland, bis in den Tod!

„Bis in den Tod!“ Niels Johannsen schien dem Tode verfallen, auch ohne daß des Henters Beil sich zu erheben brauchte; er wollte dahin unter der Schande, die über ihn gekommen war, und unter dem unstillbaren Sehnen nach Licht und Luft und Menschen der Heimat.

Und wie an dem Pastor, so nagte zerstörender, untillbarer Schmerz an dem Herzen der Tochter. Sie vernahmte nicht die Heimat, die ihr im Elternhause des Verlobten geblieben war; aber sie bangte angstvoll nach dem, der ihres Lebens höchstes, heiligstes Ideal gewesen war, den ein furchtbares Verhängnis ihr entrißen hatte, und den selbst die immer sorgende, tröstende Liebe des Verlobten ihr nicht zu ersetzen vermochte. — Hätte sie die Verse ihrer Landsmännin Stine Andresen gekannt, die die Dichterin aus eigner, schwerem Leide niedergeschrieben, sie hätte ihren Schmerz in dieselben ergreifenden Worte ausströmen lassen:

Es hallen oft Gedanken, schwer und düster,
Gleich Furien mein armes Herz umkrallt;
In jedem Laute hör' ich ihr Geflüster,
Sie jagen sich in schredlicher Gestalt.
Und in den Händen berg' ich mein Gesicht;
Ich möchte weinen — und ich kann es nicht.

Erlöschen sind mir alle Hoffnungserzen,
Versunken alles, was ich froh geglaubt;
Ich finde nicht den Weg zum Vaterherzen,
Mir scheint die Zukunft jeden Lichts beraubt.
Kein einz'ger Stern, der die Nacht durchbricht:
Ich möchte belen — und vermag es nicht.

Es kann mein schweres Haupt sich nicht erheben,
Mir ist, als wär' mein Dasein ganz verkehrt;
Umsonst mein Wirken und umsonst mein Leben,
Verlassen ich von Gott und aller Welt.
Lieb' fehlt dem Herzen und der Seele Licht,
Ich möchte sterben — und Gott will es nicht.

Auch Seliges Verlobter war durch die Verurteilung des Pastors aufs tiefste erschüttert. Aber er verstummte nicht in wort- und thatloser Klage. Mit der Anrufung der allerhöchsten Gnade war zunächst das Notwendigste gewonnen: Zeit, und diese benutzte Ernst Dürhus, der unerfütterlich fest auf die Schuldlosigkeit Niels Johannsens baute, um unverzüglich andre Schritte zur Klärung des Verbrechens einzuleiten. Er sprach nicht davon zu ändern; er grübelte und plante nicht nutzlos; er schritt fest und frisch zur That.

Dreizehntes Kapitel.

An einem schneidend kalten Tage zu Anfang November fuhr Doktor Dürhus nach Altona und hatte eine lange Unterredung mit dem Kriminalkommissar von Bach, der seit Jahren sich des Rufes eines der gewiegtesten Kriminalisten erfreute. Herr von Bach kannte den Fall des Friesenpastors nur aus den Zeitungen, bat sich aber von dem Anwalt die Akten aus und versprach, sich bis zum nächsten Tage zu entscheiden, ob er den Antrag, seinerseits neue Nachforschungen anzustellen, anzunehmen in der Lage sei. Am folgenden Tage empfing er den Rechtsanwalt

mit der Nachricht, er habe eine Unterredung mit dem zuständigen Vorgesetzten gehabt und die nachgesuchte Zustimmung zu neuerlichen, einstweilen geheimen Nachforschungen im Falle Johannsen erhalten.

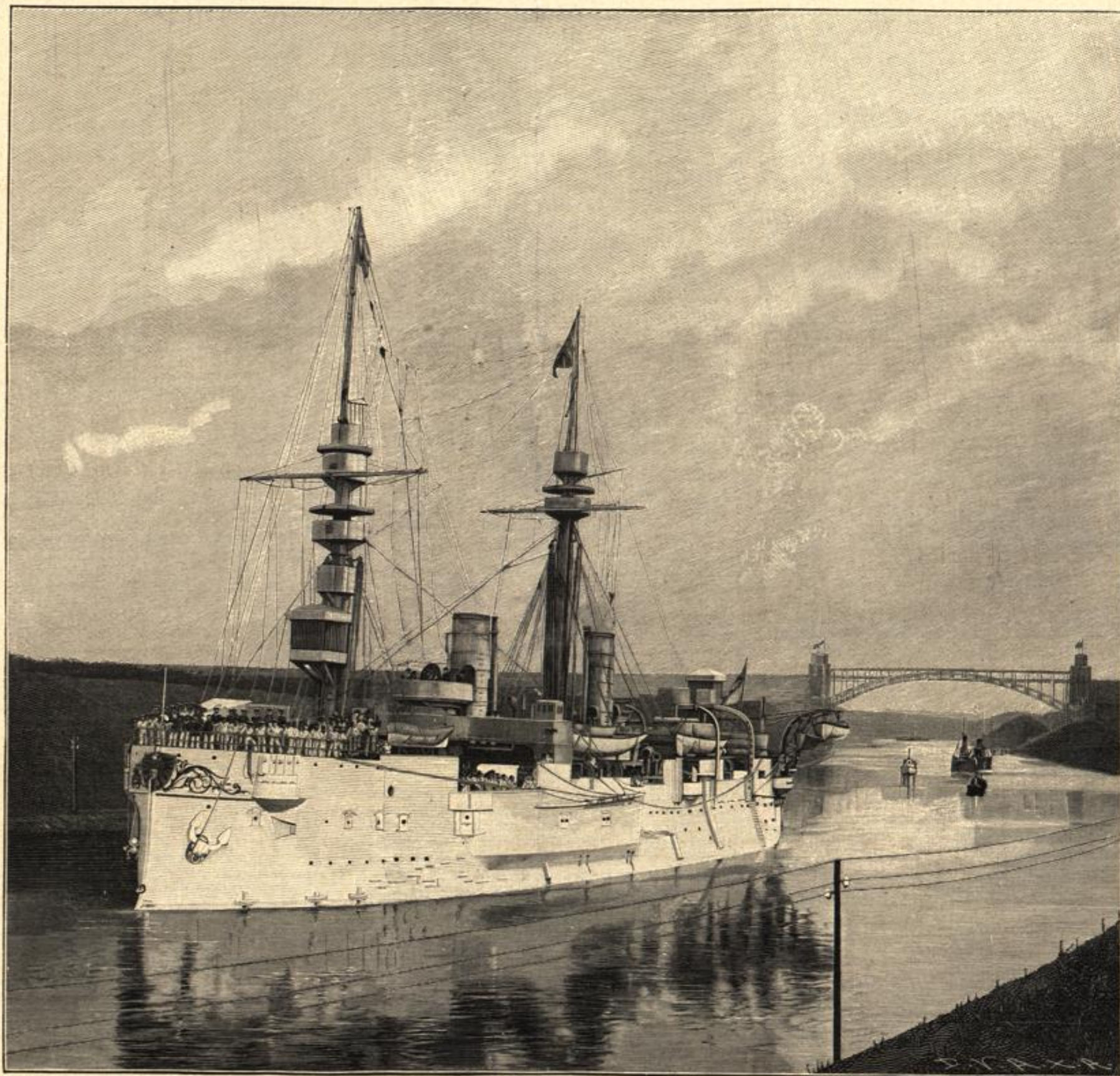
„Weiß jemand von Ihrer Reise zu mir?“ fragte der Kommissar.

„Nein,“ entgegnete Doktor Dürhus. „Ich habe selbst meinen Angehörigen gegenüber mich eines undurchsichtigen Vorwandes für die Fahrt bedient, weil ich mich vor allem erst Ihrer Bereitschaft versichern wollte, ehe ich durch den Schritt zu weitergehenden Hoffnungen Grund gab.“

„Ich bitte, das Geheimnis zu bewahren,“ ersuchte der Kommissar. „Ich habe hier noch einige dringende dienstliche Angelegenheiten zu erledigen. In drei Tagen bin ich nicht mehr gebunden, am vierten bin ich bei Ihnen in Tondern. — Heute ist Dienstag — erwarten Sie mich also Sonnabend. Ich trete eine Vergnügungsreise zu Ihnen an, bei fünfzehn Grad Kälte, und komme nicht in meiner Eigenschaft als Beamter, sondern als — alter Freund, Studienfreund vielleicht — hm, dazu bin ich wohl zu alt — na, das wird sich finden.“ Er drückte dem „alten Freunde“ die Hand, sah der stattlichen Gestalt des jungen An-

walts, der seine Sympathie gewonnen hatte, nach, arbeitete noch eine Stunde und fuhr zur Bahn. Am nächsten Mittag war er, nach kurzem Aufenthalt in Flensburg, in Tondern.

Dem Rechtsanwalt war die Regelung eines Erbschaftsstreites übertragen worden, und die persönliche Vermittlung bei einer in Altona wohnhaften Partei hielt ihn dort einen Tag fest. Als er am Donnerstag mittag wieder in Tondern anlangte, wurde er auf dem Bahnhof von einem Herrn begrüßt, den er nicht kannte. Der Fremde war nach seinem Äußern ein Geistlicher oder höherer Schulmann, mit würdevollem



Der Kreuzer „Deutschland“ im Kaiser-Wilhelms-Kanal auf der Fahrt nach China, Levensau passierend.

hartlosem Gesicht, die schwarzen Haare an der Seite etwas pedantisch sorgfältig nach vorn gekämmt, die starke, breitschultrige Gestalt in einen langen schwarzen Gesellschaftsanzug mit darüber gezogenem, offenem Pelz gehüllt, um den Hals eine blendend weiße, altmodisch geschürzte Binde, schwarze Glacés an den Händen und einen etwas unmodernen, aber sorglich geglätteten Zylinder auf dem Kopfe.

„Sie verzeihen, Herr Rechtsanwalt!“ sagte der Fremde, indem er mit gemessener Höflichkeit den Hut zog. „Ich war vor einer Stunde auf Ihrem Bureau und vernahm von Ihrer Reise, sowie, daß Sie nach

Ihrer Postkarte heute mittag zurückkehren würden. Da meine Angelegenheit dringender Natur ist, habe ich mir die Freiheit genommen, Sie gleich am Bahnhof zu empfangen. Ist es Ihnen recht, wenn ich Sie das Stück Weges nach Ihrem Bureau begleite? — Ich danke. — Damit ich nicht vergesse, mich Ihnen vorzustellen.“

Er reichte dem Anwalt seine Karte.
Georg Engel
Gymnasial-Professor a. D.
Königl. Preuß. Hofrat

Altona.

las Doktor Dürhus. „Es ist mir angenehm,“ versicherte er.

Als sie den Bahnhof verlassen hatten, nahm der Professor von neuem das Wort.

„Ich hörte, daß Sie kürzlich vor dem Schwurgericht in Flensburg plaidiert haben, mit Geschick, wie mir mein alter Freund Propst Emter sagte, leider der unglücklichen Verwicklung gegenüber machtlos. Gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich den Pastor Johannsen ebenfalls nicht für überwiesen halte!“

Ernst Dürhus war etwas verwundert, daß der ihm Fremde auf dieses Thema zu sprechen kam, erklärte



Onkel's Ehrenfest. Nach dem Gemälde von Karl Gehhardt.

es sich aber damit, daß in der That ein auch nur kurzer Aufenthalt in Tondern jedem das Ereignis, das die Gemüter andauernd beschäftigte, zu Ohren bringen mußte. Er dankte dem Fremden, befriedigt darüber, daß auch ein Unbeteiligter für den Verurteilten Partei nahm.

„Da man Ihnen von dem Falle eingehend berichtet hat, Herr Professor,“ entgegnete er, „so wird Ihnen wohl auch nicht unbekannt geblieben sein, welche engeren Beziehungen mich mit dem Hause Johannsen verbinden. Aber auch ohne diese innige Verbindung hätte ich nicht anders plaidieren und keine andern Anträge, am wenigsten solche auf Zubilligung mildernder Umstände, stellen können, denn was mich leitete, mich meine Argumente wählen und die pure Freisprechung beantragen ließ, war einzig die unerschütterliche Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit des Angeklagten.“

„Wie mir scheint, hat Herr Pastor Johannsen sich von dem Vertrauen auf seine Freunde zu einem sehr bedenklichen Geständnis hinreißen lassen. Ist es Ihre Meinung, Herr Doktor, daß die Zeugen nach bestem Wissen ausgesagt haben?“

„Ganz gewiß.“

„Daselbe bestätigte mir Propst Emser.“

„Bestätigte — haben Sie denn bei ihm danach geforscht?“

„Ein wenig, Herr Rechtsanwalt. Ich habe auch an andern Stellen herumgehört — durch Zufall natürlich — in dieser kleinen Stadt scheinen aber lauter große Herzen zu schlagen, im einmal gewonnenen Vertrauen nicht zu erschüttern. Sie sind beneidenswert, in so reiner Atmosphäre atmen zu dürfen. Ihre Ueberzeugung wird überall geteilt, so daß ich sie auch zu der meinen machen konnte, wenigstens es vorderhand an Beweisen, die den Verurteilten entlasten könnten, noch mangelt. Der Amtsrichter ist ein — Bekannter von mir; er war zuerst etwas verschlossen; später bekannte er dahin Farbe, daß die Beweisführung gegen Johannsen zwar verblüffend sei, aber doch immerhin eine nicht kleine Reihe Zweifel offen lasse. Der — Landrat bezeichnete den Fall vorsichtig als „betrübend“, da entweder ein hochachtbarer Mann in einer dunkeln Stunde gefallen sei, oder aber ein — nach den Beweisen allerdings verzeihlicher — Justizverstoß vorliege, den die Gnade Sr. Majestät hoffentlich davor bewahren werde, zum Justizmord sich zu erweitern. Der Apotheker — es giebt ja wohl nur den einen hier —“

„Herr Hofrat, dies Interesse —“

„Scheint Ihnen etwas rätselhaft. Aber ich bitte, lassen Sie mich zu Ende kommen. Der Apotheker schwört, er hätte eher das Zeug zu einem zweiten Thomas in sich als der Pastor von Holby zur Mordung einer Fliege. Er ist ein etwas lebhafter Herr, und die starken Ausdrücke und Vergleiche übersprudelten sich ein bißchen. Ihr Herr Vater, Herr Anwalt —“

„Pardon!“ unterbrach Doktor Dürhus mit unerbittlichem Erstaunen. „Sie mischen sich da durch Nachforschungen in eine Angelegenheit —“

„Die mich nichts angeht — ich weiß. Aber Sie sind im Irrtum. Herr Pastor Johannsen war ein Studiengenosse von mir, und ich habe mir vorgenommen, zu seiner Ehrenrettung beizutragen, wenn nicht doch — gegen alles menschliche Ermessen und fast schrankenlose Vertrauen — seine Schuld sich erhärten sollte. Ich muß diese Einschränkung machen, bis eine fahrbare Ablenkung des Verdachtes sich ergeben hat. Sie, Herr Rechtsanwalt, bitte ich um die Güte, mir zu helfen und unter einem Vorwande, den ich Ihnen vorschlagen werde, mich in Holby einzuführen —“

„Ich muß, aus einem bestimmten Grunde, Ihr Anerbieten mit Bedauern ablehnen. Vielleicht kann ich später darauf zurückkommen,“ erwiderte Dürhus reserviert und geleitet von dem Gedanken, daß dieser zuverlässliche, gutmeinende, aber etwas aufdringliche Pädagoge dem verdachten, gewiegten Kriminalbeamten unter Umständen unerwünscht die Wege kreuzen könne.

„Ich hoffe Ihnen den Beweis zu erbringen, Herr Rechtsanwalt, daß ich auf dem Felde der Kriminalistik kein Neuling bin, und werde dadurch wohl Ihr Vertrauen in höherem Maße gewinnen. Wir sind vor Ihrem Bureau angelangt; haben Sie noch ein paar Minuten für mich übrig? Es ist um die Mittagsstunde; ich vermute wohl kaum falsch, daß Ihre Leute zu Tisch gegangen und wir somit ungestört sind?“

„Allerdings. Wenn ich bitten darf, hier rechts.“

Beide legten, im Bureau angelangt, ab. Der Professor entnahm einer sadartigen Tasche seines Pelzes eine ziemlich dickleibige Mappe und reichte sie dem Anwalt mit den Worten:

„Ihre Akten, Herr Rechtsanwalt, die Sie mir zur genaueren Durchsicht gefälligst gelassen hatten.“

„Herr von Bach!“ rief Ernst Dürhus mit plötzlichem Erkennen überrascht.

„St.“ mahnte der Kommissar. „Professor Georg Engel, oder Hofrat, wie Sie wollen. Es ist ein Advancement aus eigener Nachvollkommenheit, thut aber seine Dienste, wie ich an Ihnen — und andern — erfahren habe.“

„Aber Sie sagten mir doch —“

„Ich käme am Sonnabend. Unserem muß sich freie Hand nach allen Seiten vorbehalten. Ich zog vor, bei den ersten Informationen mich Ihrer gütigen Unterstützung noch nicht zu bedienen. Der Kriminalist muß klar sehen. Er muß auch die Lücken, für die er thätig ist. Das habe ich erreicht. Jetzt geht es weiter, und zwar ohne Aufenthalt. Als Beamter habe ich meine Zeit auszunutzen; außerdem bin ich persönlich kein Freund des Zauderns. Auch im Interesse des Verurteilten müssen wir bedacht sein, bald einen Anhalt zu gewinnen, der auf die Vollstreckung des Urteils von aufschiebender Wirkung ist. Es ist möglich, mag sogar wahrscheinlich sein, daß die angerufene Gnade in diesem Falle nicht versagt; bestimmt damit zu rechnen, wäre ein Frevel. Auch mit der Regel rechne ich nicht, daß bis zur Herbeiführung der allerhöchsten Entscheidung Monate zu vergehen pflegen. Der Zufall könnte es anders fügen und uns peinliche Ueberforschungen bringen. — Durch die Uebernahme Ihres Antrages habe ich Ihnen zu erkennen gegeben und dies auch vorhin ausgesprochen, daß ich eine andre als die vom Gerichte gefundene Lösung des Verbrechens für möglich halte. Ich schlage Ihnen vor, daß wir noch heute nach Holby hinausfahren, damit ich den Thatort kennen lerne und von dort aus meine Erhebungen einleiten kann. Ein längerer Aufenthalt in Holby wird sich aber für mich nicht umgehen lassen, und für diesen muß ein plausible Vorwand gefunden werden, der die Entdeckung meiner Eigenschaft als Polizeibeamter ausschließt und auch ein dahin zielendes noch so leises Mißtrauen nicht aufkommen läßt. Mein Plan steht fest. Sie bleiben die kommende Nacht mit mir in Holby. Wir nehmen im Pastorat Wohnung, und unter Ihrer Führung lerne ich den Schauplatz kennen. Eine Person zu unsrer und später meiner Bedienung wird sich wohl aufreiben lassen. Morgen in der Frühe gehen Sie zu Rissen ins Wirtshaus hinüber und eruchen ihn, dem im Pastorat anwesenden und dort einige Zeit verbleibenden Universitätsfreund Johannsen bei etwaigen Wünschen zu Diensten zu sein. Sie geben ihm meine Karte mit der Erklärung, der Herr Professor sei von Johannsen beauftragt, ein theologisches Werk, an dem der Pastor seit langen Jahren gearbeitet habe, durchzusehen und für den Druck fertigzustellen. Da Johannsen kein Vermögen besitzt, solle der Ertrag aus dem Buche seiner Tochter Mitgift sein. Fügen Sie hinzu, der Professor dürfe unter Umständen, falls die Arbeit sehr zeitraubend sei, bis zu einigen Wochen im Pastorat bleiben; er sei übrigens ein liebenswürdiger Herr, der wahrscheinlich nicht verfehlen werde, den Holbyer Freunden seines unglücklichen alten Studiengenossen seinen Besuch abzustatten, um sich von dem gemeinsamen Freunde mit ihnen zu unterhalten. Wie alle Gelehrten, pflege der Professor nur des Abends zu arbeiten, dann freilich bis spät in die Nacht; tagsüber dürfte er längere Spaziergänge unternehmen, wie er es sich seit seiner Pensionierung angewöhnt habe. — Das „a. D.“ auf der Karte ist mir bei der Korrektur eingefallen. Es erklärt, wie ich eventuell wochenlang mich aufhalten kann, ohne etwas zu versäumen.“

„Soll ich den einen oder den andern der Bauern ins Pastorat bitten?“

„Nein, danke. Ich richte mich zwanglos allein ein. Können wir in einer Stunde aufbrechen?“

„Ich werde den Wagen sofort bestellen. Gestatten Sie mir aber, daß ich mich zur Begrüßung meiner Verlobten eine halbe Stunde entferne.“

„Ich werde inzwischen ein Restaurant auffuchen. Ich wohne —“ er nannte das Hotel — „holen Sie mich, bitte, dort ab.“

„Um drei?“

„Einverstanden. Empfehlen Sie mich gütigst Ihrer Braut. Ich werde Ihnen zu Ihrer Wahl gratulieren, wenn es gelingen sollte, das über ihrem jungen Haupte schwebende Verhängnis abzuwenden. — Auf Wiedersehen!“

Der Beamte entfernte sich, und Ernst Dürhus eilte dem Elternhause zu, wo er durch Mutter und Braut von dem überraschenden Besuche des alten Professors erfuhr, der durch die Wärme seiner Anteilnahme beider Dankbarkeit gewonnen hatte. Seine eigne Bekanntschaft mit dem Professor verschwiege er; und um nicht die Fahrt nach Holby verraten zu müssen, schloß er ein ihn nach Flensburg rufendes, geschäftliches Anliegen vor, das mit derselben Erbschaftsangelegenheit zusammenhänge, die ihn bereits die Reise nach Altona habe unternehmen lassen.

Der Wagen langte noch vor Einbruch der Dunkelheit in Holby an, und der Professor hatte Gelegenheit, sich schon bei der Ankunft über die Landschaft flüchtig zu orientieren.

(Fortsetzung folgt.)

Frühzeitige Kahlköpfigkeit.

Von

Dr. med. Faber.

Fast kein Tag vergeht ohne die Ankündigung eines neuen Haarwuchsmittels in den Tageszeitungen. Chemiker, Apotheker und selbst Friseure wetteifern in der Erfindung derartiger, selbstverständlich immer unfehlbarer Haarwässer, Pomaden und so weiter. Daß auch in den Kreisen der Ärzte, speziell der Hautspezialisten, dauernd das Bestreben auf die Auffindung eines Mittels zur Beförderung des Haarwuchses gerichtet ist, geht aus den vielfachen diesbezüglichen Mitteilungen in den medizinischen Zeitschriften hervor. Es beweist dies einestheils die verhältnismäßig große und von den Betroffenen meist sehr unangenehm empfundene Verbreitung des Haarschwundes, andererseits den Mangel eines vorhandenen wirklichen Heilmittels dagegen. Denn wenn wir ein solches besäßen, wozu dann die vielen Ausfälschungen der Erfinder?

Nach der Art des Auftretens unterscheidet man verschiedene Formen des Haarschwundes. Von der angeborenen Kahlköpfigkeit, die glücklicherweise recht selten ist, und gegen die es keinerlei Heilmittel giebt, sehen wir ab; sie stellt gewissermaßen den Gegensatz zur angeborenen, abnorm starken Behaarung dar (Vertreter dieser Gattung sind die durch Schaustellungen aller Art bekannten Haar- oder Affenmenschen). Ebenfalls aus unsrer Betrachtung ausschließen können wir die Formen von Kahlköpfigkeit, welche sich als Folgen einer mit Narbenbildung heilenden Hautkrankheit darstellen. Im Narbengewebe sind die Haarelemente stets zerstört, respektive überhaupt nicht vorhanden und bilden sich hier nie neu.

Es bleibt noch der Haarausfall infolge von Erkrankungen der Kopfhaut (Schuppenbildung) und der von verschiedenartigen Pilzkrankheiten herrührende, sowie die ohne nachweisliche Erkrankung der Kopfhaut, der Kahlköpfigkeit oder des Haares selbst auftretenden Formen übrig.

Gegen die mit Pilzwucherung einhergehende Gruppe besitzen wir eine Anzahl zum Teil recht wirksamer Mittel, da wir gegen das Grundübel, die Pilze, vorgehen können. Schwieriger schon, wenigstens nicht erfolglos, gestaltete sich bisher die Behandlung der mit Schuppenbildung einhergehenden Fälle. Die neueren Forschungen haben mit Sicherheit auch hier das Vorhandensein von Mikroorganismen ergeben; so hat erst vor kurzem ein französischer Arzt, Dr. Labouret, einen Mikrobazillus gefunden, den er als den Erreger der Kahlköpfigkeit ansieht; auch andre Forscher haben Pilze beschrieben, und wenn auch deren Wichtigkeit nicht angefochten werden kann, so erheben sich doch Zweifel an ihrer Bedeutung für das Zustandekommen der Kahlköpfigkeit, denn man hat jene Bakterien auch an normalen Haaren gefunden; außerdem ist eine Uebertragung der Krankheit nie gelungen, und noch niemand hat davon gehört, daß Kahlköpfigkeit ansteckend sei. Es muß also weiterer Forschung auf diesem Gebiet vorbehalten bleiben, das noch herrschende Dunkel zu lichten.

Noch dunkler sind die Ursachen der ohne nachweisliche Erkrankung der Kopfhaut oder des Haares auftretenden Kahlköpfigkeit. Dieselbe ist eine der mannigfachen Erscheinungen des höheren Alters; sie kommt aber auch im mittleren und selbst jugendlichen Alter vor, und gerade dann bildet sie ein Angriffsobjekt ärztlicher und leider sehr häufig nichtärztlicher Behandlung — leider, weil oft durch gänzlich unzumutbares Vorgehen die noch erhaltene Fähigkeit der Kopfhaut zur Haarregeneration ein für allemal zerstört wird.

Als veranlassende, respektive disponierende Ursachen für die Entstehung dieser Formen kommen eine Reihe von Momenten in Betracht. Für eine Anzahl von Fällen ist die Abhängigkeit von nervösen Einflüssen zweifellos; am deutlichsten zeigen dies solche Fälle, wo der Haarausfall nach Verletzung oder Erkrankung eines Hautnerven in dem von letzterem versorgten Hautgebiet eintritt. Weiterhin sind Nerveneinflüsse verantwortlich zu machen für die in manchen Familien erbliche Anlage zum frühzeitigen Kahlwerden, außerdem für den Haarverlust unter dem Einfluß von psychisch deprimierenden Affekten, Kummer, Sorge, von häufig sich wiederholenden Migräne-Anfällen, oder von sehr angestrengter geistiger Thätigkeit. Letztere Ursache wird mit Vorliebe von Schleichtbehaarten und Kahlköpfigen als bei ihnen zutreffend in Anspruch genommen. Analog dem bekannten plötzlichen Ergrauen als Folge von Schreck sind auch Fälle von plötzlichem Haarausfall bekannt geworden. So berichtet der französische Arzt Trébet von einem siebzehnjährigen Mädchen, welches nach überstandener plötzlicher Lebensgefahr innerhalb weniger Tage sämtliche Haare verlor.

Eine letzte Gruppe umfaßt die Kahlköpfigkeit infolge von allgemeinen oder nur die behaarte Kopfhaut

allein treffenden Ernährungsstörungen. Dazu gehört der Haarausfall nach Ueberstehen schwerer Krankheiten, besonders der sogenannten akuten Infektionskrankheiten, wie Typhus, Scharlach, Pocken, ferner Gesicht- und Kopfroße; weiterhin disponieren dazu die Blutarmut, Bleichsucht, das Wochenbett, chronische Magenlatare, Krebs und Tuberkulose. Auffallend ist es, daß nervöse wie Ernährungsstörungen häufiger beim weiblichen Geschlecht vorkommen, die Kahlköpfigkeit dagegen weit häufiger unter den Männern anzutreffen ist.

Was nun die Behandlung der verschiedenen Formen betrifft, so sind, wie schon oben erwähnt, die mannigfaltigsten Heilmittel dagegen empfohlen und angewandt worden: gegen die parasitären Formen hat man alle bekannten fäulniswidrigen Mittel verwertet, am meisten in Gebrauch sind Sublimat, Karbol, Salicyl, Resorcin, Naphthol; zur Stärkung des Haarbodens, zur Anregung und Reizung der Kopfhaut sind Reizmittel, besonders ätherische Öle, versucht worden; gegen die auf Nerveinflüssen beruhenden Fälle ging man mit Elektrizität, Kaltwasserkuren, Seebädern und so weiter vor.

Alle diese Behandlungsarten haben einzelne Erfolge aufzuweisen, in sehr vielen Fällen aber lassen sie ganz oder teilweise im Stich; gemeinsam ist ihnen das direkte Vorgehen gegen das Haar respektive die behaarte Kopfhaut.

Von einem ganz abweichenden Standpunkt aus sucht neuerdings ein Frankfurter Arzt, Dr. Deichler, die Kahlköpfigkeit zu bekämpfen. Ausgehend von der Tatsache, daß häufig allgemeine Ernährungsstörungen Ursache derselben sind, suchte er für den gewöhnlichen Haarausfall bestimmte Ernährungsstörungen herauszufinden, um von dem so gegebenen Angriffspunkt gegen das Uebel vorzugehen. Daß eine im gewöhnlichen Sinne gute Allgemeinernährung den gewünschten Zweck nicht erfüllt, ergibt sich daraus, daß die Kahlköpfigkeit bei gutgenährten Leuten sich ebenso häufig findet, als bei schlechtgenährten. Es handelte sich also darum, dem Körper solche Nahrungsmittel zuzuführen, die besonders zur Ernährung der Haare geeignet sind, um dieselben dadurch kräftiger, widerstandsfähiger und dauerhafter zu machen.

Seiner chemischen Zusammensetzung nach besteht das Haar in der Hauptsache aus einem den leimgebenden Stoffen verwandten Bindestoff, der ihm seine physikalischen Eigenschaften verleiht, nämlich Form, eine gewisse Steifigkeit und beträchtliche Elastizität; ein weiterer Bestandteil des Haares ist Schwefel; nur in geringeren Mengen darin enthalten und deshalb von untergeordneter Bedeutung sind etwas Eisen, Fett und einige andre Stoffe.

Unter Berücksichtigung dieser chemischen Zusammensetzung ging Dr. Deichler an den Versuch einer Sondernahrung der Haare. Zwar sind in der gewöhnlichen gemischten Nahrung des Menschen alle zum Aufbau der einzelnen Organe nötigen Stoffe in genügender Menge vorhanden, von welchen der Körper unter normalen Verhältnissen sich das nötige herausnimmt. Unter gewissen, noch unbekannten, veränderten Bedingungen müssen wir jedoch annehmen, daß diese Fähigkeit für einzelne Gebiete mangelt oder wenigstens herabgesetzt ist. Man muß daher bestrebt sein, den betreffenden Stoff dem Körper in gesteigerter Menge und zweckmäßiger Form zuzuführen. Von den Bestandteilen des Haares kommt hierfür nur ein leimgebender Stoff in Betracht, welcher durch Kochen aus allen sogenannten stütz- oder leimgebenden Substanzen (Bindegewebe, Knorpel und Knochen) als „Leim“ darstellbar ist. Als ein unmittelbarer Nahrungsmittel kann der Leim nicht angesehen werden, wohl aber ist erwiesen, daß er bis zu einem gewissen Grade Eiweißsubstanzen in der Nahrung ersetzen kann und zwar im Verhältnis von zwei Teilen Leim zu einem Teil Eiweiß. Wegen seiner leichten Löslichkeit hat man auch bisher schon den Leim (in der Form von Bratengallerte, Bouillontafeln und so weiter) als Zusatz zur Nahrung von Konvaleszenten verwendet. Eben dieses Leims bedient sich nun Dr. Deichler bei seiner Ernährungsmethode als des zum Aufbau der Haare besonders nötigen Stoffes. Am einfachsten läßt sich die Darreichung von Leim ermöglichen in Gestalt von Suppen, die durch längeres Kochen von zwei Teilen Fleisch und einem Teil Knochen bereitet werden. Man kann auch eine Gelatine aus geraspeltem Hirschhorn, das reich an leimgebendem Knorpel ist, verwenden, oder die künstliche Gelatine, welche aus Knochen- und Faserleim besteht. Daß mit der Leimfütterung eine gute Allgemeinernährung Hand in Hand gehen muß, ist leicht verständlich.

Der Erfinder dieser neuen Methode berichtet über recht günstige Erfolge bei Anwendung derselben, selbst bei ganz alten Leuten, bei denen außerdem ein unverkennbarer, günstiger Einfluß auf die Haut sich zeigte. Was die Wirkung auf die Haare selbst betrifft, so ließ sich konstatieren, daß die vorher dünnen Haare dicker und stärker wurden, ein rascheres Wachstum zeigten, und daß das Ausfallen nachließ. Diese

Besserung erstreckte sich auf alle behaarten Körperstellen; sie trat aber nur da ein, wo die Haarbälge noch einigermaßen intakt waren; schon vertrocknete, verödete Haarbälge waren natürlich nicht mehr zu beleben. Auch in rascherem Wachstum und besserem Aussehen der Nägel äußerte sich die günstige Wirkung der Leimfütterung. Um auch der Anforderung einer erhöhten Schwefelzufuhr zu genügen, empfiehlt sich noch nebenbei der Genuß roher Eier und roher Milch.

Wegen der Einfachheit und geringen Kostspieligkeit der anzuwendenden Mittel ist allen Haarleidenden die neue Methode zu empfehlen, die natürlich einige Zeit durchgeführt werden muß; wer es mit ihr versucht, wird immer Nutzen davon haben, sicher für seinen Körper und vielleicht auch für sein Haar.

Die Ausfahrt der deutschen Kriegsschiffe nach China.

(Bild S. 324.)

Die Ermordung deutscher Missionare in der chinesischen Provinz Schantung hat das Deutsche Reich zur Sühne und zur Wahrung des deutschen Ansehens im fernsten Osten aufgerufen. Der Panzerkreuzer „Deutschland“ und der geschützte Kreuzer „Gefion“ sind von Kiel ausgefahren. Prinz Heinrich, der Bruder des Kaisers, führt das Geschwader in die ostasiatischen Gewässer; dort wird S. M. Schiff „Kaiserin Augusta“ zur Division des Prinzen Heinrich stoßen. Die 900 Freiwilligen aus unserer Flotte, die dem Rufe des Kaisers folgend, sich an der Unternehmung beteiligen, werden von den Transportschiffen „Dormstadt“ und „Krefeld“ von Wilhelmshaven nach Kiautschau gebracht.

„Deutschland“ und „Gefion“ unternehmen zum ersten Male eine Fahrt außer Europa. „Deutschland“ gehörte bis vor neun Jahren zur heimischen Schlachtflotte; „Gefion“ diente als Begleitschiff des „Hohenzollern“ und als Schulschiff für Heizer. Das erstere ist ein hochbordiges, schwergepanzertes Schlachtschiff von mächtigem, imposantem Bau und dem beträchtlichen Tiefgang von 7,7 Metern, so daß die Durchfahrt durch den wenig tieferen (8,5 Metern) Kaiser-Wilhelms-Kanal, den unser Bild vorführt, kein leichtes Stück Arbeit war. Die „Gefion“ ist schlanker und schmaler, hat niedrigeren Bord und erheblich geringeren Tiefgang. Obgleich „Deutschland“ das ältere Schiff ist, sind seine Räume heller, höher und luftiger als die auf der „Gefion“. Besonders hübsch und freundlich sind die Räume des Prinzen Heinrich, ein Salon, ein Schlafgemach mit Bad und ein Arbeitszimmer. Beide Schiffe sind im besten Stand, wovon sich der Kaiser und besonders gründlich Prinz Heinrich überzeugt hat, und mit allen Bedürfnissen für die weite Reise sorgfältig versehen. Es fehlen nicht einmal die Christbäume, denn die Schiffe sollten nach der schwierigen Fahrt durch den im Dezember überaus stürmischen Bismarck-See durch den Weihnachtsfest in der Nähe von Gibraltar feiern. Anfangs Februar werden sie in Hongkong eintreffen, und in der letzten Hälfte dieses Monats sollen sie das Ziel der Fahrt erreichen, die Kiautschau-Bucht, um sie für das Deutsche Reich in Besitz zu nehmen. Damit erhielt die deutsche Flotte einen gesicherten Ankerplatz und eine Kohlenstation an der Küste Chinas, in bequemer Entfernung von der Bucht von Peking, der Zufahrt zur Hauptstadt Chinas, sowie der Südwestspitze von Japan. Die nächste Umgebung von Kiautschau, die Provinz Schantung, ist zwar weder sonderlich fruchtbar noch gleichmäßig bevölkert, aber sie enthält Kohlenlager, die bisher wenig ausgenutzt worden sind. Für die handelspolitischen Interessen des Deutschen Reiches könnte die Kiautschau-Bucht auch ohne weitgehende Umgestaltung zu einer Flottenstation große Bedeutung erlangen.

Noch vermag zwar niemand die weitere Entwicklung der Dinge in Ostasien vorzusagen. Jedenfalls ist das kraftvolle Eintreten des Reiches von ungeteiltem Beifall des deutschen Volkes begleitet, das seinen Anteil an der Herrschaft der Welt fordert und nicht länger im Schatten stehen will. Die deutsche Auswanderung hat schon seit Jahrhunderten allenthalben auf dem Erdball Wurzel geschlagen, das deutsche Volk ist schon längst ein Weltvolk geworden. Der staunenswerte Aufschwung unserer Industrie und unsers Handels seit den siebziger Jahren hat die deutsche Interessensphäre mächtig ausgedehnt. Die Gründung deutscher Kolonien in Afrika und in der Südsee war der erste Schritt zur Umwandlung des Deutschen Reiches aus einer ausschließlich europäischen Landmacht in eine See- und Weltmacht, die deutsche Expedition nach China muß wohl oder übel als ein zweiter bedeutungsvoller Schritt in dieser Richtung gewürdigt werden.

Großvaters Ehrentag.

(Bild S. 325.)

Der alte Wasil bleibt halt ewig jung. Die Kniee sind ihm freilich schon lange recht fleis geworden, und auf der Kirchweih tanzt er auch nicht mehr, das läßt er den jungen Burschen, die können's besser. Aber heute ist sein Geburtstag, der wie viele weiß er gar nicht, er hat sie nicht mehr gezählt, seit sein braves Weib ihn allein zurückgelassen hat mit der Stasi. Jetzt hat auch die schon lang den Andreä gezeirte, und die Entel wachsen heran, zur Freude des Großvaters, der ein rechter Kindermann ist, der dem Kaderl das Zitherspielen und dem Everl den Schuhplattler beibringt, schlecht und recht, wie sich diese Künste eben fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht. Und heute läßt er sich's gar nicht nehmen — er fühlt sich so glücklich im Kreise seiner Angehörigen. Die Zupfgeige spielt der Tochtermann, die Zither der Entel, ein so ungleiches Paar auch der eisgraue Großvater und das „Moane Deandl“ bilden, sind doch beide ganz bei der Sache, und vergnügt schmunzelnd schaut die jechte Mutter der Gaudi zu.

Bilder aus deutschen Ländern.

Wangen im Allgäu.

(Bild S. 329.)

In der freundlichsten Gegend des Allgäus liegt die Oberamtsstadt Wangen, zur Unterscheidung von mehreren gleichnamigen Orten des Königreichs Württemberg „Wangen im Allgäu“ genannt. Ihre Umgebung ist im Unterschied von der langweiligen Eintönigkeit, die manchen Strecken des oberbayerischen Landes anhaftet, ungemein abwechslungsreich. Das fruchtbare Ackerland und die behaglichen Wiesen mit ihrem saftigen Grün, die kleinen Wälder, mit denen die zahlreichen Hügelchen und Kuppen bedeckt sind, die Seen und Weiher, die vereinzelt Häuser und Gehöfte von meist stattlicher Bauart vereinigen sich zu einem gefälligen und wirkungsvollen Gesamtbilde. Von allen Seiten ist der Anblick der Stadt lieblich, am vortheilhaftesten von der Südseite oder vom Sankt Wolfgang-Hügel herab. Die sanften Anhöhen, von denen die Stadt umgeben ist, insbesondere das auf ihrer Nordseite gelegene „Bach“, bieten prächtige Rundsichten und Ausblicke auf die majestätische Gebirgskette der schneegekrönten Alpen. Aber auch das Innere der Stadt ist ansprechend. Besonders macht die Hauptstraße, die „Herrngasse“, vom Ravensburger Thor bis an die Kirche, mit ihren aneinander geschlossenen ansehnlichen Häusern einen recht stattlichen Eindruck.

Der Reichsdeputationsreß vom Jahre 1803 teilte die alte Reichsstadt der Krone Bayern zu; durch den Pariser Vertrag (1810) ging sie mit einem Teil ihres kleinen Gebietes an Württemberg über. Durch die Fürsorge der württembergischen Regierung hob sich der Wohlstand Wangens in verhältnismäßig kurzer Zeit wiederum zu erfreulicher Blüte. Die gewerbfleißige Stadt hat eine große Baumwollspinnerei, eine Cellulosefabrik, eine Papier- und Holzstofffabrik und eine Strumpfwarenfabrik; seit einigen Jahren ist Kanalisation und Wasserleitung eingerichtet.

Sehen wir uns noch einige bauliche Denkmäler aus alter Zeit näher an. Da fällt uns zunächst ins Auge das an der nordöstlichen Ecke der Stadt gelegene Ravensburger Thor. Es ist ähnlich wie das Lindauer Thor vorzüglich erhalten. Der ansehnliche Turm ist mit Freskogemälden aus dem Jahre 1733, die 1885 restauriert worden sind, geschmückt. Das Rathaus auf dem Marktplatz zeigt eine stattliche Renaissancefassade; es wurde zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Vorbild des berühmten Augsburger Rathauses erbaut. Auch das Innere ist lebenswert, namentlich der geräumige Ratssaal. Weiter erwähnen wir das Humpis-Hinderhofersche Haus von 1542, jetzt Oberamt, sowie das ehemalige Ritterhaus des Kantons Allgäu und Bodensee von 1784.

Die alterwürdige Stadtpfarrkirche ist den Heiligen Gallus, Magnus und Martin geweiht. Der Turm ist frühgotisch, das Schiff wurde 1486 umgebaut. Es sind schöne Bronzegrabdenkmäler aus dem sechzehnten Jahrhundert in ihren Hallen zu sehen. Die Altarbilder stammen von dem württembergischen Hofmaler Josef Anton Gegenbauer (geboren in Wangen am 6. März 1800, gestorben in Rom am 31. Januar 1876), an den in der Stadt und ihrer Umgebung manche fromme Stiftung erinnert. Der Chor ist neuerdings ausgemalt worden. Auch die Hospitalkirche zum heiligen Geist vom Jahr 1719 (altes Holzbild: „Christus im Kerker“), die Gottesackerkapelle zum heiligen Markus von 1593 und die Sankt Wolfgangskapelle bieten einiges Interessante.

Wissenschaft und Kunst werden in Wangen verhältnismäßig eifrig gepflegt. Seit dem Jahr 1885 befindet sich hier ein Museum für die Geschichte Allgäus.

Den Verkehr vermittelt, während in früheren Jahren die von Lindau nach Augsburg und München fahrenden Postwagen die Stadt Wangen berührten, seit 1880 die Eisenbahn. Wangen ist durch einen Schienenstrang über Oergatz mit Lindau, über Kitzlegg mit Aulendorf (Friedrichshafen-Allm) und Memmingen verbunden.

Ungefähr zwei Kilometer nordöstlich von der Stadt liegt der kleine Weiler Oßlings. Hier steht auf unbedeutender Erhöhung, mit einem kaum noch bemerkbaren Graben umgeben, der alte Oßlinger Turm mit einem zu einer Wohnung eingerichteten Aufzug aus Kiegl und Backsteinen. Dieser Turm ist ein Ueberbleibsel der früheren Burg derer von Oßlings oder Wolfslings, die noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bestanden hat.

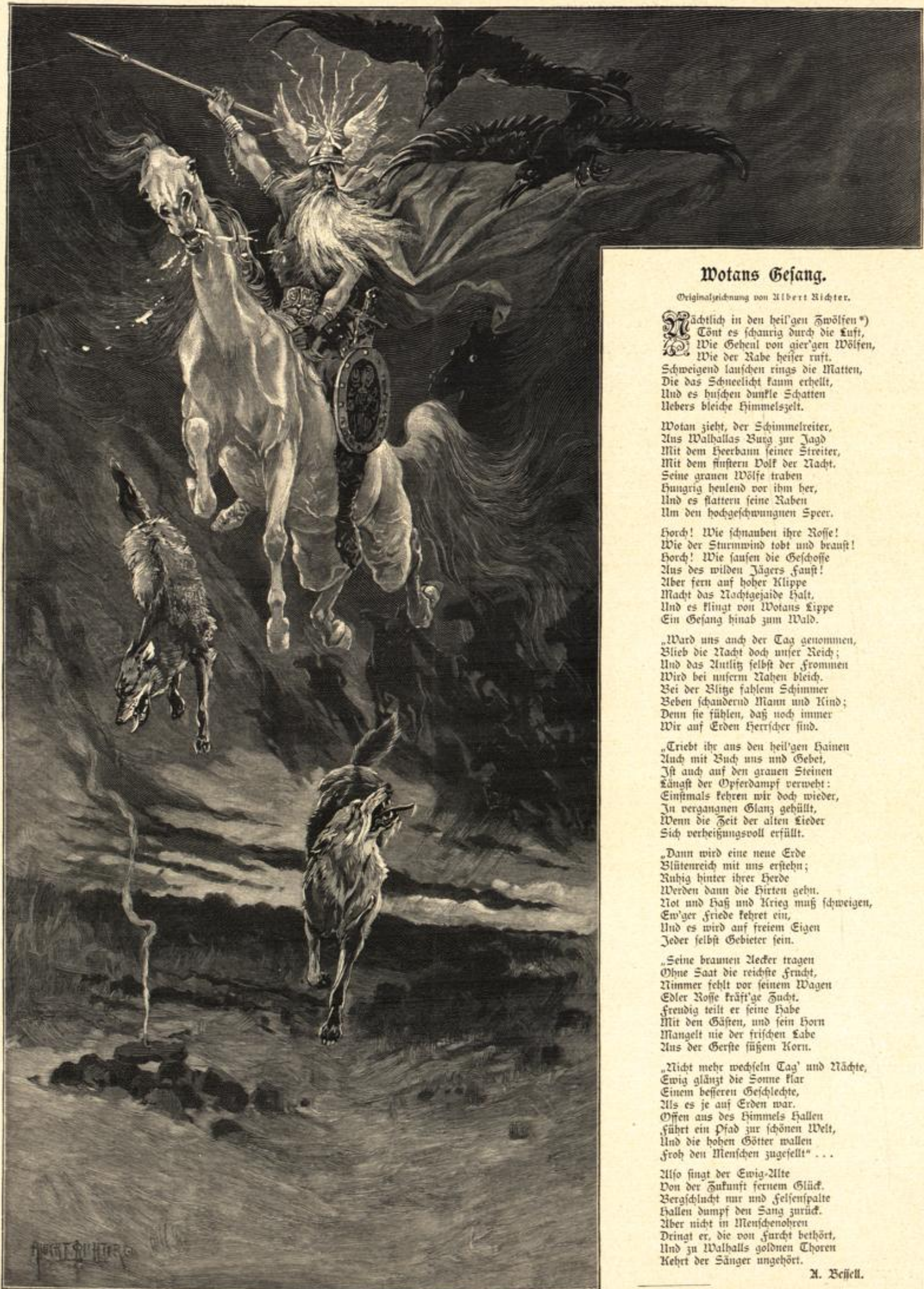
Nicht viel weiter entfernt ist die malerische Ruine Prähberg (Turm und Kapelle), die sich über dem rechten Ufer der unteren Argen auf einem steilen, isolierten Hügel erhebt. Das ehemals feste, jetzt unbewohnte Schloß Prähberg wurde wahrscheinlich im zwölften Jahrhundert vom Kloster Sankt Gallen als Schutz für die Klostergrüter der Umgebung gebaut und mit adligen Dienstmännern besetzt.

Rehren wir von solchen Spaziergängen in die freundliche Stadt zurück, so mag uns zum Schluß das in der Nähe des neuen Schulhauses errichtete, prächtig ausgeführte Kaiser- und Kriegerdenkmal bezeugen, daß die frühere Reichsstadt sich unter dem Schirm und Schutz des neu geeinigten Deutschen Reiches wohl geborgen fühlt. Möge ihr auch in der Zukunft ein frohliches Gedeihen beschieden sein!

Die Zeit der schweren Not.

(Bild S. 340.)

Was sich die Krametsvögel erzählen, die da brüderlich gesellt auf verschneitem Ast sitzen, ist unschwer zu raten. Sie beklagen die Unbill des strengen Winters, der sie auf gar so schmale Kost setzt, und denken darüber nach, wie hübsch es wäre, wenn man jetzt, wie auch schon in Nordafrika, Palästina oder Kashmir läge und sich konnte unter grünem Blätterdach. Ganz melancholisch könnte man werden! Und dazu schneit es unaufhörlich, und immer unwirtlicher wird's und immer trüber. Und erst die Nahrungsfrage — das ist die schwerste Not der Zeit.



Wotans Gesang.

Originalzeichnung von Albert Richter.

Nächtlich in den heil'gen Zwölfen *)
Tönt es schaurig durch die Luft,
Wie Geheul von gier'gen Wölfen,
Wie der Rabe heiser ruft.
Schweigend lauschen rings die Matten,
Die das Schneelicht kaum erhellt,
Und es huschen dunkle Schatten
Uebers bleiche Himmelszelt.

Wotan zieht, der Schimmelreiter,
Aus Walhallas Burg zur Jagd
Mit dem Heerbann seiner Streiter,
Mit dem finstern Volk der Nacht.
Seine grauen Wölfe traben
Hungrig heulend vor ihm her,
Und es flattern seine Raben
Um den hochgeschwungenen Speer.

Horch! Wie schrauben ihre Rösser!
Wie der Sturmwind tobt und braust!
Horch! Wie sausen die Geschosse
Aus des wilden Jägers Faust!
Aber fern auf hoher Klippe
Macht das Nachtgejaule Halt,
Und es klingt von Wotans Lippe
Ein Gesang hinab zum Wald.

„Ward uns auch der Tag genommen,
Blieb die Nacht doch unser Reich;
Und das Nutzl'g selbst der Frommen
Wird bei unserm Naken bleich.
Bei der Blitze fahlem Schimmer
Beben schauernd Mann und Kind;
Denn sie fühlen, daß noch immer
Wir auf Erden Herrscher sind.“

„Triebt ihr aus den heil'gen Hainen
Auch mit Buch uns und Gebet,
Ist auch auf den grauen Steinen
Längst der Opferdampf verweht:
Einstmals kehren wir doch wieder,
In vergangenen Glanz geküßt,
Wenn die Zeit der alten Lieder
Sich verheißungsvoll erfüllt.“

„Dann wird eine neue Erde
Blütenreich mit uns erstehn;
Ruhig hinter ihrer Herde
Werden dann die Hirten gehn.
Not und Haß und Krieg muß schweigen,
Ew'ger Friede kehret ein,
Und es wird auf freiem Eigen
Jeder selbst Gebieter sein.“

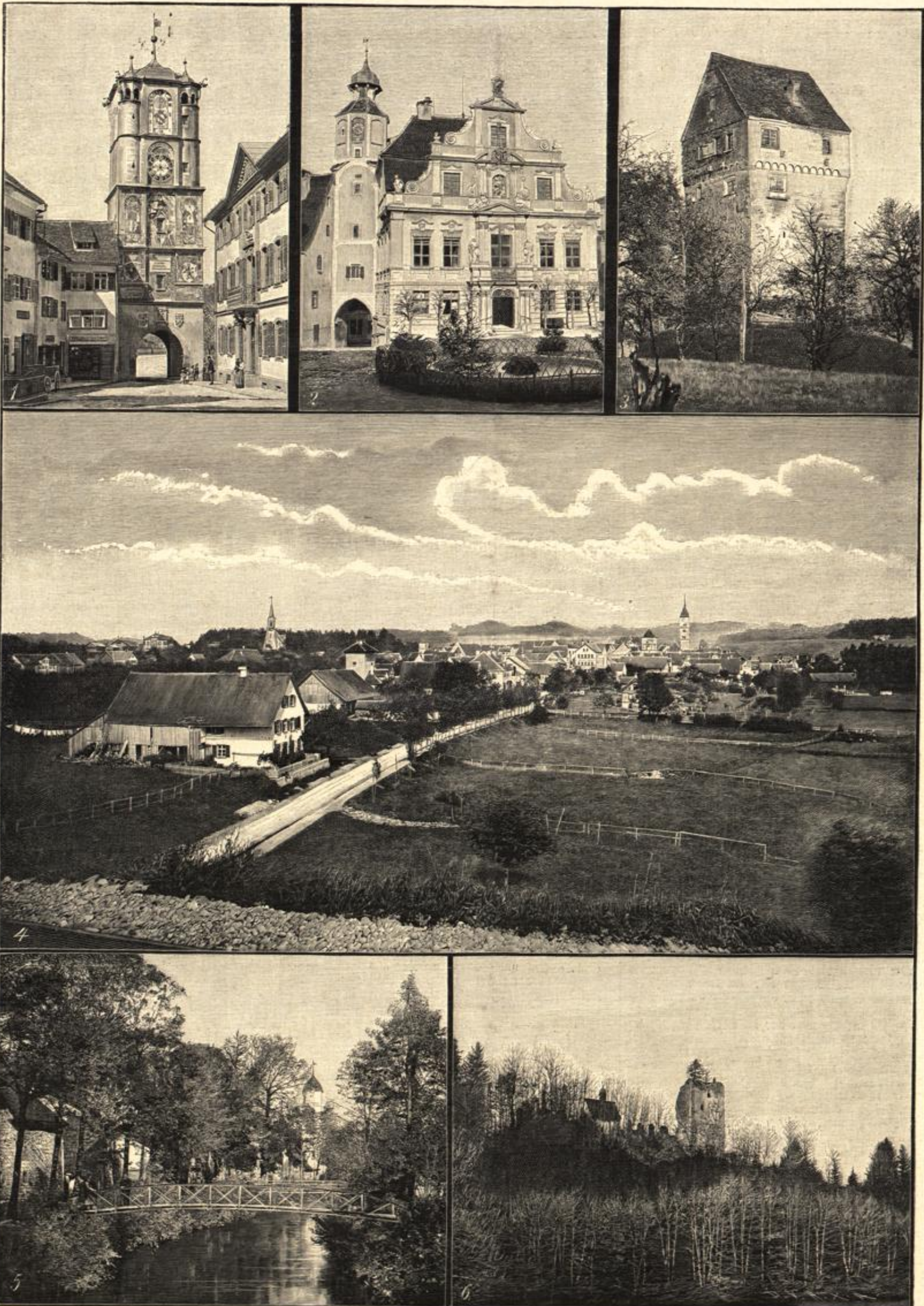
„Seine braunen Aecker tragen
Ohne Saat die reichste Frucht,
Nimmer fehlt vor seinem Wagen
Edler Rösser kräft'geucht.
Freudig teilt er seine Habe
Mit den Gästen, und sein Horn
Mangelt nie der frischen Labe
Aus der Gerste süßem Korn.“

„Nicht mehr wechseln Tag' und Nächte,
Ewig glänzt die Sonne klar
Einem besseren Geschlechte,
Als es je auf Erden war.
Offen aus des Himmels Hallen
Führt ein Pfad zur schönen Welt,
Und die hohen Götter wollen
Froh den Menschen zugesellt“ ...

Also singt der Ewig-Alte
Von der Zukunft fernem Glück.
Bergschlucht nur und Felsenpalte
Hallen dumpf den Sang zurück.
Aber nicht in Menschenohren
Dringt er, die von Furcht bethört,
Und zu Walhalls goldnen Thoren
Kehrt der Sänger ungehört.

A. Bessell.

*) 26. Dezember bis 6. Januar.



1. Ravensburger Thor. — 2. Rathaus. — 3. Oßlinger Turm. — 4. Ansicht der Stadt. — 5. Partie an der Aargen. — 6. Ruine Pfalzberg.

Bilder aus deutschen Landen: Wangen im Allgäu.

Unter der Fremdherrschaft.

Erzählung

Th. Julius.

2

Drittes Kapitel.

Es etwas Neues gebe? so fragte an jedem der nun folgenden Tage ein Nachbar den andern, ein Bekannter den andern, ohne daß irgend einer befriedigende Auskunft zu erteilen vermochte. Es lag etwas in der Luft — das fühlte und empfand man, aber was? Darüber blieb jeder die Antwort schuldig. Sogar Schnedermann, der Barbier, zuckte nur die Achseln, wenn man ihn um Nachrichten anging; er hatte kürzlich allzuviel Unglück gehabt mit seinen Neuigkeiten, als daß es ihn gelüstet hätte, seine Glaubwürdigkeit völlig aufs Spiel zu setzen. Thatsache war übrigens, daß fast alle Douaniers, bis auf einige wenige, welche zum Dienst in der Batterie bleiben mußten, Blegen verlassen hatten, ohne daß bei ihrer Abreise von Seiten der Einwohner eine andre Kundgebung laut geworden wäre, als höchstens die spöttische Frage: wann sie wiederzukommen gedächten, um ihre rückständigen Schulden zu bezahlen?

Bis in die Mitte des Märzmonats war man gelangt, da verkündete eines Morgens Schnedermann, von Haus zu Haus eilend, mit seiner ganzen früheren Wichtigkeit und Siegesgewißheit: jezt hätten die Franzosen wirklich Hamburg geräumt. Das erste Mal, nein, da hatte man ihm etwas vorgefunkelt, aber jezt war es „auf Ehre gewiß“. Er hatte einen Bekannten gesprochen, der von Bremen gekommen war, und dem ein von Hamburg Angelangter die Thatsache berichtet hatte. Ob denn die Russen Hamburg besetzt hätten? wurde gefragt. Das wollte er nicht gerade verbürgen, meinte der Barbier, aber wenn dies zur Zeit der Abreise des Hamburgers noch nicht der Fall gewesen, so würden sie sich inzwischen zweifellos der Stadt bemächtigt haben. Das war indessen den Leuten zu unbestimmt. „Ach, laßt doch den Barbier!“ meinte Meister Bedhufen kopfschüttelnd; „wat de d'r herznacht! Man weet, bi em mien Leben nich, of man mit em in de Arsten (Erbsen) oder in de Bohnen is.“

Im Lauf des Tages ward in das Haus des Schmieds Riebelbier Botenschaft gesandt, der Meister möge die schadhafte Beschläge an den Fensterläden des bisherigen Douanenbureaus ausbessern und auch die Thürschlösser nachsehen.

„Wat?“ fragte der Schmied, den zum Schlag auf den Ambos erhobenen Hammer sinken lassend, „dat olle Rabuff (haufälliges altes Haus) van Bureau schall id wedder ufflicken? Wer leit mi' dat seggen?“

„Ufse Mair, Herr Meendsen,“ lautete die Antwort des halbwüchsigen Jungen, der die Botenschaft überbracht hatte.

„Un wat hett dat to bedüden?“ erkundigte sich der Schmied weiter.

„Weet id oof nich!“ erklärte der Junge; „id glöw' aberst, de Koffee un de Tabak un all de anner Kram van de Douans schall dar wedder henbrocht werden. So gegen Abend muß' dat fertig wäsen, sä de Herr.“

„Na, 't is good, id will kamen!“ beschied der Schmied, und nach dem andern Ende des Werkraums gewandt, rief er dem an seinem Plaftebalk arbeitenden Gefellen zu: „Denn hol (halte) bi man darto, Klaus, dat wi vernamiddag, wenn wi hier klar sünd, gliest mitnanner na dat ole Raback hengahn lähnt.“

Wie nicht anders zu erwarten stand, hatte die Kunde, daß die von den Douanen konfiszierten beträchtlichen Warenvorräte, die bisher beim Mair gelagert hatten, wieder nach dem Douanenbureau geschafft werden sollten, sich nicht nur im Dorf, sondern auch über das Dorf hinaus mit großer Schnelligkeit verbreitet. Einen Grund für diese Maßregel wußte niemand anzugeben; der Mair, den man deswegen befragte, zuckte die Achseln und erklärte, er handle nach ihm erteilten Weisungen. Uebrigens halte auch er dafür, daß die Sache so am besten eingerichtet sei.

In der „Honoratiorenstube“ bei Onno Ehlers, die an diesem Abend ziemlich viele Gäste versammelt sah, ward die Sache lebhaft besprochen und ziemlich unerklärlich gefunden. „Daß Meendsen für sein Teil sich freut, die Sachen loszuwerden, verdanke ich ihm wahrhaftig nicht!“ meinte der Notar Schwarz. „Er ist doch einer großen Verantwortung dadurch quitt.“

„Ja, vor allen Dingen, wenn sie erst glücklich an Ort und Stelle sind!“ meinte mit leisem Lachen der alte Oberlotse Kordes, der auf seinem Stamplatz am Fenster saß und mit seinen scharfen Augen die schon in Zweifel gelüllte Dorfstraße hinunter sah. „Da kommen die Wagen angefahren, und allerlei Janhagel eskortiert sie. Ich will bloß hoffen, daß die Zahlen von Säcken und Kisten alle stimmen, wenn sie im Bureau beim Abladen sind.“

Drei hochbepackte Leiterwagen bewegten sich langsam

die unbeflastete, durchweichte Dorfstraße entlang. Ein Zug jüngerer Burischen bildete laut johlend den Vor- und Nachtrab, Frauen und Kinder folgten und gingen nebenher.

„Die sind doch nicht alle hier aus dem Dorf?“ fragte der Organist Bruns, seine Brillengläser abputzend und angelegentlich in die Dämmerung hinaus- spähend.

„Ach, bewahre, die allerwenigsten!“ erklärte Onno Ehlers, der in der Bedienung seiner Gäste ab und zu ging und eben mit einer neuen Auflage des damals beliebten „Flip“ genannten Getränkes — heißes Bier, mit Ingwer gewürzt und mit einem Zusatz von Zucker und Branntwein versehen — das Zimmer betreten hatte. „Seit heute nachmittag schon treibt sich hier allerlei Tafelzeug aus der Umgegend herum. — Um Hilfe beim Abladen braucht Meendsen nicht verlegen zu sein.“

„Na,“ meinte der alte Oberlotse trocken, „denn schall't mi nich wunnern, wenn in de nächste Tied hier in un bi Blegen recht väl billigen Koffee drunken ward.“

„Ja, und wer gern raucht, könnte sich am Ende auch melden!“ fiel ein anderer ein.

Die versteckte Prophezeiung, die in diesen Anspielungen lag, erwies sich als nur zu wohlbegründet. Noch war nicht lange Zeit vergangen, als von der Richtung her, in der das Douanengebäude lag, ein toller Lärm herüberzuschallte. Kräftige Weilliebe ließen sich vernehmen, darauf das Klirren und Krachen von zertrümmerten Fensterstücken, überlöst von Hurra- rufen, Kreischen und Lachen. „Säh so!“ sagte Onno Ehlers sehr ruhig, „dar is de Geschichte all in'n Gange!“

Allzuschwer war es für die Ansturmenden nicht, sich den Eingang in das haufällige Haus zu erzwingen, nachdem die vom Mair dem Transport beigegebenen Leute sich ihrer während des Abladens notdürftig erwehrt hatten. Der alte Feldhüter Rogge, der die einzige Besatzung bildete, sah wohl ein, daß er der Uebermacht gegenüber nichts auszurichten vermöge. Er begnügte sich also mit der in sehr gleichmütigem Ton gehaltenen Ermahnung, die Leute möchten doch nach Hause gehen und die Sachen lassen, wo sie wären.

Ein Hohnschrei war die Antwort. „Na, Rogge, dat kannst nich verlangen! Ufse Froens schallt (sollen) mal wedder ähr Tasch Koffee hebben, mit'n Stück Zucker dar in, un wi will 'n Piep Tabak roken, ahn dat de Kanallien von Franzosen eenen dat Fell äwer de Ohren treckt!“ Andre Stimmen schrien: „De verfluchten Douans hefft jo süßst eerst noch verkofft, wat to verkopen weer, un dat Geld inne Tasch staken. Dummköppe weeren wi, wenn wi us den Rest nich deelden (teilten)!“

„Mit de Franzosenherrlichkeit is't äwerhaupt vörbi!“ trumpften noch andre auf. „Up Guntstiet (das ist: am jenseitigen Weiserufer) hefft sich de Wurster un Deedesborper mit'n paar duzend Mann tofamen bahn un hefft'n Landstorm bill't. Morgen geht se äwer de Werfer, un denn hefft wi se hier. Aberst vörher laßt us erst reinen Dsch bi us süßen maken.“

„De Krei herunner, de verdammte Krei (Krähe)!“ schrie eine Stimme, und ein Arm wies nach dem Wappenschild über der Thür, das vom Licht des aufgehenden Mondes beleuchtet wurde. Im Nu war der französische Adler heruntergerissen und in hundert Stücke zersplittert, die dann teils als Fangbälle in die Luft geworfen, teils in den Rot getreten wurden. Nach dieser kurzen Unterbrechung wandte man seine Aufmerksamkeit wieder dem Warenmagazin zu. In weniger als einer halben Stunde waren sämtliche Kisten, Kasten und Ballen entweder aus dem Hause geschleppt oder an Ort und Stelle geöffnet worden. Willige Nehmer für ihren Inhalt fanden sich in Menge, denn allzusehr und allzulange hatte man sich in dem Genuß des hier Gebotenen — namentlich des Kaffees und des Tabaks — beschränken müssen, als daß man nicht gierig hätte zugreifen sollen, wo die Gelegenheit so günstig war. Während die einen nun mit der gemachten Beute von dannen zogen, stimmten die andern, freudeberauscht, das Spottlied an:

Kaiser Rappell zog gen Moskau aus,

Juchhe!

Mit großem Kriegeslaut und Braus,

Juchhe!

Mit Fußvoll, Reiter und Geschütz,

Mit Lug und Trug und Uebermut,

O weh, o weh, o weh!

Bald wandelt seine Furcht ihn an,

O weh!

Er läuft, was er nur laufen kann,

Juchhe!

Durch Schnee und Eis, durch Nacht und Graus,

Mit Räppels Kniffen ist's nun aus,

Juchhe! Juchhe! Juchhe!

Der Gesang schallte durch die stille Nacht auch hin- über nach der Predigerwohnung, wo mehrere der an- gesehensten Einwohner der Gemeinde zu sorgenvoller Beratung zusammengetreten waren. Auch zu ihnen war die Kunde gedrungen, daß ein Haufe von „In-

surgenten“, wie die Franzosen sie bezeichneten, vom rechten Weiserufer her im Anzug sei, um sich der Bat- terie zu bemächtigen, und daß man ihrem Eintreffen am morgenden Tag entgegensehen könne.

„Gott gebe, daß die Nachricht nur eins von den vielen Gerüchten ist, die jezt fast jede Stunde bringt!“ bemerkte mit geprehter Stimme der Prediger. „Was sonst aus unserm armen Dorf werden sollte, mag man sich nicht ausdenken! Die Franzosen haben uns ja vollständig in der Hand — sie brauchen nur die Ka- nonen in der Batterie ganz einfach nach der Landseite umzudrehen, und in weniger als einer Stunde ist ganz Blegen ein Trümmerhaufen!“

„Ich kann mir immer noch nicht denken, daß etwas Wahres an der Sache ist,“ meinte der Mair Meendsen kopfschüttelnd. „Es wäre zu große Tollkühnheit! Für jezt haben doch die Franzosen noch das Heft in Hän- den, und gefeht auch, die Insurgenten — um bei dieser Bezeichnung zu bleiben — nähmen die Batterie: wie bald würden aus Bremen oder Oldenburg reguläre Truppen abgeschickt werden, sie wieder zu verjagen! Das müßten sich unsre Landsleute doch klar machen, ehe sie einen Handstreich wagten! Uebrigens habe ich einen eignen Voten abgeschickt nach Kleinenfel, um Erkundigungen einzuziehen zu lassen, denn landen wür- den sie, wenn sie wirklich herüberkämen, natürlich nirgends als da. Der Mann kann jeden Augenblick zurückkommen, und wir erfahren dann mit einiger Sicherheit, wie es steht.“

Es gab noch der und jener aus beklommener Brust seine Meinung darüber ab, ob man der Nachricht Wahrscheinlichkeit beimessen habe oder nicht. Darin aber kamen alle überein, daß für das Dorf Blegen kein größeres Unheil denkbar sei als solch ein Zuzug, sollte dieser auch aus der besten, begeistertsten Absicht ver- anstaltet sein. So oft draußen ein Fußtritt vernehm- bar ward, horchten alle gespannt auf, in der Erwartung, daß der ausgesandte Vote zurückkehre. Allein kein Vote kam; ununterbrochen dagegen tönte vom Douanen- gebäude her der wüste Lärm durch die Dunkelheit. Man mußte sich endlich trennen, ohne Gewißheit über den Stand der Dinge erlangt zu haben.

Viertes Kapitel.

Etwas zehn Minuten in östlicher Richtung vom Dorf Blegen entfernt, erhoben sich hart am Weiserufer die grünen Erdwälle der Batterie, von denen aus eine Anzahl Kanonen ihre Mündungen nach dem Wasser- spiegel richteten. Innerhalb der Umwallung befanden sich drei kleine, roh aufgeführte Blockhäuser, welche der Besatzung als Kasernen dienten. Wer aber von der Welt Lauf nichts wußte, dem hätte am Morgen des siebzehnten März die Batterie wie ihre ganze Um- gebung lediglich den Eindruck gemacht, als ob man sich im tiefsten Frieden, in unge störtester Sicherheit befände und nicht entfernt Veranlassung habe, mit un- lieblichen Ereignissen zu rechnen. Unter dem leicht verschleierte Himmel jubelten die Lerchen, über die weiten Wiesenründe hin tönte der langgezogene Ruf des Kiebihs, und der leise Westwind trug auf seinen Schwingen jenen eigentümlichen Erdgeruch, den keine andre Jahreszeit kennt als einzig und allein der Frühling.

An der Brustwehr der Batterie stand ein herkulisch gebauter Mann und blickte unverwandt in der Rich- tung nach Südwesten in das Land hinaus, obwohl weit und breit nichts zu sehen war, was die Aufmerk- samkeit hätte auf sich ziehen können. Der Spähen- de — er trug die Abzeichen eines Korporals der Küsten- kanoniere — rieb sich von Zeit zu Zeit die von der scharfen Luft geblendeten Augen, ohne aber im übrigen seine Stellung zu verändern oder seinen Posten auf- zugeben. Jezt trat Hinrich Bedhufen, der ihm schon seit einiger Zeit verwundert zugehört, auf ihn zu. „Lübbe, wat kistste in eene Spor (Spur)? Dat Beech is jo noch nich buten!“

„Schott, wer kist na't Beech!“ gab Lübbe Ehlers, der Korporal, ungeduldig zurück. „Id kief na ganz wat anners!“ Nach einer Weile, während welcher Hinrich offenbar tiefsinnig erwog, wie man etwas zu „fuden“ haben könne, wo doch weit und breit weder Mensch noch Vieh sichtbar war, hob der andre wieder an: „Hinrich, de Kaptein is in't Dorp, nich?“

„Ja!“ nickte Hinrich, „gliest vermorn is he weg- gahn un de Sergeant-Major mit em.“

„De Kaptein hett'n Glas, nich?“ examinierte der Korporal weiter.

Das bejahte Hinrich. Das „Glas“ — Fernrohr — liege stets auf seinem Tisch. Er sehe es jeden Morgen, wenn er im Blockhause des Kapitäns Zimmer aufträme.

„Denn kannst mi dat för'n Ogenblick halen!“ befreiterte der Korporal.

Hinrich machte ein sehr bedenkliches Gesicht. „Wenn he't man nich markt!“

*) Es war und ist noch heute in den oldenburgischen Marschen allgemein gebräuchlich, das Rindvieh im Frühjahr auf die Wiesen zu treiben und es den ganzen Sommer über draußen zu lassen.

„Lat et em marfen!“ lautete Bübbe Ehlers' unerwartete Antwort. „De ward voll (bald) noch ganz wat anners marfen!“ Es lag etwas in dem Ton dieser Worte, das Hinrichs weitete Einwände verstummen ließ. Er machte also Kehrt und schritt auf das mittlere der drei Blochhäuser zu. Einige Minuten später übergab er seinem Vorgesetzten das Fernrohr, das dieser hastig auszog und richtete.

„De Kommandant is aberst in't Huus,“ bemerkte Hinrich, „id wahrschau' (warne) di! He hett just fienen littjen Wuppdi (Schnaps) drunken un ward woll glick heruffamen.“

Darauf antwortete Bübbe Ehlers nicht. Das Fernrohr schien noch nicht die richtige Stellung für sein Auge zu haben; er schob und zog an den verschiedenen Abschnitten und blickte dann von neuem hindurch. Auf einmal stieß er einen Laut aus, winkte den wachhabenden Kanonier, der mit übergelegtem Gewehr an der Wasserseite auf und ab patrouillierte, heran und übergab diesem, der offenbar das Thun seines Vorgesetzten genau beobachtet hatte, das Fernrohr mit den frohlockend geklüsterten Worten: „Se kamt!“

Die Schildwache führte gleichfalls das Glas an die Augen. „Warrastig! Na, nu' kann't losgahn!“ „Wer kummt?“ erkundigte sich Hinrich Bedchusen in maßlosem Erstaunen, „un wat kann losgahn?“

„De van Abbehusen, mien Jung', un de van Atens!“ frohlockte Bübbe Ehlers. „De willt nich erst töben (warten) up de von Guntfiet — na, se willt van sich süßen hier all reine Bahn maken! Un so mutt' kamen — up disse Siet un up Guntfiet toglick. De französische Lappen hier“ — er wies auf die im Winde flatternde Trifolore — „hett de längste Tied weilt; de Ollenborger Flagge mutt wedder hoch!“

In atemloser Spannung beobachteten alle drei, wie der über die Wiesen herandrückende Menschentrupp näher und näher kam. Plötzlich ertönte hinter ihnen eine schnarrende Stimme: „Qu'est ce que ça? Was giebt sich hier?“

Die drei Kanoniere fuhren herum und sahen sich dem Kommandanten der Batterie, dem Colonel Detrita gegenüber. Der militärische Gehorsam verleugnete sich auch in diesem Augenblick nicht; kerkengerade richteten sich alle auf und legten die Hand salutierend an den Tschako.

„Was sich hier vorgeht, wollen id wissen!“ wiederholte der Colonel ungeduldig. Da wies Bübbe Ehlers auf den Trupp Bewaffneter und erklärte mit fester Stimme: „Das sind unsre Brüder, Herr Kommandant, und sie kommen, um die Batterie zu besetzen.“

„Sacre nom de Dieu!“ Das Gesicht des Franzosen ward kirchbraun vor Zorn. „Infames! Je vous punirai!“ — Alle Mann auf ihre Posten!“ schrie er mit erhobener Stimme; „aux armes! aux armes!“

Aus den Blochhäusern hervor stürzten die Kanoniere sowie die wenigen noch am Platz befindlichen Douaniers. „Korporal,“ wandte sich Detrita im strammen Kommandoton an Bübbe Ehlers, „sobald sich die Rebellen find nahe genug, gebe Sie Feuer!“

„Das thue ich nicht, Herr Kommandant!“ lautete die fastblütige Entgegnung.

„Quoi? Insubordination? Id befehlen es, der Kommandant!“

„Und wenn es zehn Kommandanten befehlen thäten! Ich schieße nicht auf meine Landsleute!“

„Chien!“ Die Rechte des Franzosen fuhr nach dem Degen, allein der Korporal kam ihm zuvor. Wie durch einen Schraubstock fühlte der Kommandant plötzlich seine Arme an den Leib gepreßt, der Tschako ward ihm vom Kopf geschlagen, und ehe nur Sekunden vergingen, war er, als hätte ein Wirbelwind ihn fortgetrieben, nach dem Wallauschnitt gedrängt, der den Eingang zur Batterie bildete. Die Flügel der Wohlenthür flogen auf — ein Ruck, ein Stoß — der Kommandant taumelte hinaus auf das Glacis, und frachend schloß sich das Thor wieder. Als der Franzose, der in die Knie gesunken war, sich wieder aufrichtete und wutschäumend umwandte, streckten sich ihm von der Brustwehr die Gewehrläufe der Kanoniere entgegen. „Weg mit di! Nimm diene Beene in de Hand!“ schrie einer von ihnen. Dem Franzosen waren die Worte an sich nicht verständlich, desto verständlicher die Gebärden, von denen sie begleitet waren, und zum Ueberflus setzte Bübbe Ehlers, der im Umgang mit den Vorgesetzten einen und den andern französischen Brocken aufgeschnappt hatte, im Befehlshaberton hinzu: „En avant! Na't Dorp to!“

„Süh!“ rief Berend Flügger, der neben dem Korporal stand. „Jäh! De annern halt di' af!“ Vom Dorf her näherten sich im Geschwindschritt die beiden andern auf der Batterie stationierten Offiziere, der Kapitän Carlier und der Sergeant-Major Düval. Der Kommandant eilte ihnen entgegen; man sah, wie alle drei hastig und erregt miteinander sprachen und sich darauf der Batterie wieder zuwandten. Diesmal aber donnerten ihnen sämtliche Kanoniere ein „Zurück!“ zu. Unmittelbar darauf fielen Schüsse, aus hochgehaltenen Gewehren zwar, aber doch deutlich den Entschluß ver-

kündend, daß man auch vor dem Neuesten nicht zurückschrecken werde. Von dem Trupp Bewaffneter, der über die Wiesengründe unter Trommelschlag heranzugschritt, erscholl zur Antwort ein brausendes Hurra! Den Franzosen blieb nichts übrig, als den Rückzug nach dem Dorf anzutreten. wollten sie nicht mit den „Insurgenten“ zusammenstoßen. Als sich dicht vor dem an das Grodenland*) stoßenden Garten der Pastorei der Kommandant noch einmal umwandte, die geballten Fäuste nach der Stätte seiner Niederlage schüttelnd, gewährte er, wie die Trifolore von der Flaggenstange herabsank. Den wilden Fluch, der sich von seinen Lippen löste, überdünnte der Donner eines Kanonenschusses und das hundertstimmige „Hurra!“, das diesem folgte. Dann wieder knatterten Gewehrsalven — die „Insurgenten“ waren eingezogen in die Batterie, und unter unermesslichem Jubel beglückwünschte man sich allerseits zum Gelingen des Unternehmens. Der erste Schritt zur Abschüttelung des verhassten Franzosenjoches war ja nun gethan!

Fünftes Kapitel.

Im Dorf selbst, wo natürlich das Feuern von der Batterie alles auf die Beine gebracht hatte, und die Kunde von dem, was geschehen war, sich alsbald von Mund zu Mund verbreitete, sah man allerdings weniger frohlockende, ja im Gegenteil recht bestürzte Gesichter. Die drei französischen Offiziere hatten sich ohne Verzug nach dem Hause des Maire begeben und dort zornbebend gegen die ihnen widerfahrene Behandlung und gegen den Schimpf, den man in ihnen ihrer ganzen Nation angethan, Protest eingelegt. Dem Gemeindebeamten wich alles Blut aus den Wangen unter ihren Drohungen und Vorwürfen. Er überließ mit einem Blick, daß sich die Dinge zu einer für beide Teile verhängnisvollen Entscheidung zuspielen konnten. Vor noch nicht einer Viertelstunde hatte ihm sein Unterbeamter, Feldhüter Rogge, die Meldung gebracht, es hätten sich eine Menge Leute von sehr zweifelhaftem Ruf aus der näheren und ferneren Umgegend im Dorf eingefunden, die es sich in den Wirtschaften bei Bier und Brantwein wohl sein ließen und allerlei anzügliche Lebensarten führten; es sei hohe Zeit, daß endlich einmal ausgeräumt würde, und zwar nicht bloß mit den Franzosen selbst, sondern auch mit den Blegern, die im Grunde Franzosenfreunde seien. „Werer Gott, wi Franzosenfründe!“ hatte der alte Mann, seinen weißen Kopf schüttelnd, hinzugefügt. „In't ganze Land hett man vellicht nich so völ Urjake, 'n gleunigen Haß up dat verfluchte Volk to smiten, as wi hier in Blegen! Aberst wat in de Welt Gottes schäft (sollen) wi maken, so lange se de Gewalt hefft? Dar makt se us 'n Börwurf, dat wi de Batterie verproviantieren; as wenn se us nich dvingen kunnen, dat to dohn, äwerhaupt alles to dohn, wat ähr gefallt!“

So unvermuthete Vorwürfe waren also schon vor der entscheidenden Katastrophe auf der Batterie von dem fremden Gefindel erhoben worden; wie würde diesem jezt erst der Ramm schwellen, und wie würde es möglich sein, die augenblicklich wehrlos gemachten Franzosen vor Angriffen und Ausschreitungen zu sichern?

„Und was gedente Sie nun zu thun, monsieur le maire?“ schloß der Kommandant Detrita zornfunkelnden Blickes seine Auseinandersetzung.

„Herr Kommandant, ich fürchte, ich kann nichts thun, als daß ich Ihnen mein Haus als Zufluchtsort anbiete. Man wird nicht wagen, Sie hier zu belästigen.“

„Quoi? Und weiter nix? Prenez garde, monsieur!“ fuhr Kapitän Carlier auf. „Seine Majestät, der Kaiser Napoleon, läßt nicht beschimpfen seine Offiziere ungestraft!“

„Und wenn ich mich auf den Kopf stelle, meine Herren,“ rief der Maire in halber Verzweiflung aus, „ich kann doch die Blegern nicht dahin bringen, daß sie die Batterie zu stürmen versuchen! Die Insurgenten haben uns ja vollständig in ihrer Gewalt, wenn sie die Kanonen herumdrehen und aufs Dorf richten.“

Die Franzosen verstanden offenbar den Sinn seiner Worte nicht, verlangten vielmehr mit immer heftigeren Worten Genugthuung. Während er sich noch abmühte, ihnen seine Meinung deutlich zu machen, sah er zu seiner großen Erleichterung den Pastor auf sein Haus zukommen. Er wußte, daß dieser des Französischen ziemlich mächtig war, und so trug er ihm in fliegenden Worten die Bitte vor, er möge das Seinige thun, um den drei Offizieren die Ueberzeugung beizubringen, daß hier von Genugthuung und gar von Ahndung des Geschehenen gar keine Rede sein könne, daß es sich für jezt vielmehr einzig und allein um den Schutz ihrer Person handle.

„Ich kam gerade in der Absicht hierher, um mit Ihnen zu ratichlagen, was von unsrer Seite geschehen könne, um Uebereilungen zu verhüten,“ entgegnete der

Geistliche, dessen Gesicht einen tiefensten Ausdruck trug. „Nach dem, was ich gehört und mit eignen Augen gesehen habe, bleibt den Franzosen durchaus nichts andres übrig, als sich so schnell wie irgend möglich von dannen zu begeben. Man kann sonst für nichts einstehen, und es graut einem vor dem Gedanken, welche Folgen eine an ihnen verübte oder auch nur versuchte Gewaltthat für uns alle nach sich ziehen könnte.“

Er trat zu den Franzosen ins Zimmer — denn das in höchster Eile geführte Gespräch hatte auf dem Flur stattgefunden — begrüßte sie in der gewohnten, höflich-gemessenen Weise und setzte ihnen auseinander, daß der Maire auch beim besten Willen außer Stande sei, etwas in ihrer Sache zu thun, ja nicht einmal wirksamen Schutz vermöge er ihnen auf die Dauer zu gewähren. Sie wüßten selbst, wie unmöglich es sei, der Leidenschaft der Menge, wenn diese sich einmal Bahn gebrochen habe, einen Damm entgegenzusetzen. Er könne ihnen nur raten, schleunigst abzureisen, entweder nach Oldenburg oder nach Barel, wo sie ja Landsleute in größerer Zahl fänden. Was dann weiter zu geschehen habe, müßten die Ereignisse lehren.

Mit dem Ausdruck verbissener Wut blickten die drei auf ihn. „Und unsre Frauen, monsieur le curé? Und die Kinder?“ fragte der Sergeant-Major.

„Ich würde auch sie mitnehmen. Wo ist Sicherheit in diesen unruhigen Zeiten? Sie selbst werden die Ihrigen am besten schützen können. Kommt alles wieder in sein ruhiges Geleis und — und lehren Sie selbst hierher zurück!“ — diese letzte Wendung wollte doch nicht anders, als etwas stoßend über des Sprechers Lippen — „so werden Ihre Angehörigen sich ja nach bisheriger Weise hier wieder einrichten können.“

„Bisherige Weise?“ wiederholte der Kommandant mit einem häßlichen Lachen, „nicht so ganz, wie bisher, monsieur le curé, verlass Sie sich darauf! Mais — davon plus tard!“

Auf einen Wink trat der Kapitän Carlier mit ihm in eine Ecke des Zimmers, während der Sergeant-Major, als im Range unter den beiden stehend, auf seinem Plaze verharrte. Einige Minuten lang flüsterten jene erregt und eifrig miteinander, während von der Straße her in Zwischenräumen wildes Lärmen, Schreien und Singen hörbar ward.

„Wir geben der Gewalt nach, monsieur le maire,“ wandte sich Detrita endlich an den Gemeindebeamten, „Sie werden uns verschaffen Wagen, um zu fahren nach Barel. Wir werden uns vorbehalten die weiteren Dinge.“

Der Maire erklärte sich bereit, alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, um die Abreise zu fördern.

„Und mes effets, meine Besitztümer, die noch sind in die Batterie?“ fragte Kapitän Carlier in halb drohendem Ton, „was wird mit sie?“

„Ich werde Leute hinschicken, das Ihrige abholen zu lassen, Herr Kapitän,“ erklärte der Maire im Tone ruhiger Abwehr. „Unsre Bevölkerung besteht nicht aus Dieben und Plünderern; Sie werden Ihr Eigentum unverfehrt wieder erhalten.“

Es ward nun ausgemacht, daß die Fahrt nach dem neun bis zehn Stunden entfernten Barel am Abend angetreten und unter dem Schutze der Dunkelheit zurückgelegt werden sollte. Der Kommandant hatte zwar mit einem bösen Blick die Frage aufgeworfen, ob die Herren etwa glaubten, sie fürchteten sich? Allein die in erstem, festem Tone gegebene Antwort des Geistlichen: „Nein, Herr Kommandant, aber wir fürchten, daß das erregte Volk sich vergessen und Exzesse verüben könnte“, — ließ ihn verstummen. Er erhob auch kein Wort der Einwendung, als der Maire und der Geistliche, nachdem sie kurze Zwiesprache miteinander gehalten, sich beiderseitig erboten, die Frauen und Kinder bis zur Abreise in ihre Häuser aufzunehmen, damit man sicher sein dürfe, daß ihnen kein Haar gekrümmt werde. Daß diese Einrichtung die vernünftigste und angemessenste war, die unter den obwaltenden Umständen getroffen werden konnte, mußten die Franzosen einsehen — aber nur mit zusammengebißenen Zähnen gaben sie dem Vorschlage ihre Zustimmung.

Mit ungewissen, fragenden Blicken sahen ihnen die Dorfbewohner nach, als sie, nachdem sie das Haus des Maire verlassen hatten, sich hastigen Schrittes nach verschiedenen Richtungen hin begaben. Der Sergeant-Major wie auch der Kommandant suchten ihre Familien auf, die im Dorfe eingemietet waren. Der Kapitän Carlier, der unverheiratet war, schien zuerst in der Ehlersschen Wirtschaft einkehren zu wollen, begann sich dann aber und schritt dem Hause des Oberlootens Kordes zu. Mehr als eine Faust ballte sich drohend hinter seinem Rücken. „Dat is een van de Slimmsten!“ hieß es von ihm. „Gnade Gott den Keerl, wenn wi den mal to faten kriegt!“ Abgelöst wurde dies Gefühl des Hasses und Ingrimmes durch die vom andern Ende des Dorfes her plötzlich ertöndene Freudenbotschaft: „Se padt! se snört ähr Bündel! se treedt altomal af!“ Gerade die, die vorher am zweifelhaftesten und am ängstlichsten gewesen waren, verkündeten

*) „Grodenland“ ist das außerhalb des Reiches belegene, durch Anschwemmung entstandene Vorland.



Künstliche Eisbahn. Originalzeichnung von L. Blume-Siebert.

jezt überlaut, man habe es den Kerlen auch raten wollen, sich von dannen zu machen, da sie sonst „etwas erlebt haben würden.“

Als Kapitän Carlier nach etwa einer Viertelstunde das Häuschen des alten Oberlootjen, das mit seinen blühenden Fensterbänken und dem sauberen Oelfarbenanstrich seines Holzwurks einen überaus freundlichen Eindruck machte, wieder verließ, begegnete ihm in der Thür des Vorgärtchens ein kraftvoll gebauter junger Mann mit dichtem blondem Haar und Bart, der richtige Typus eines Friesen, wie er sich nirgends reiner als in diesen Küstengegenden findet. Mit finsternem Blicke maß dieser den Franzosen, der seinerseits mit sehr lässiger Gebärde an den Tschako griff. Der junge Mann schloß ein Wort, eine Frage auf der Zunge zu haben, schloß aber den schon halb geöffneten Mund wieder und betrat rasch das Haus.

Am Fenster des Wohnzimmers, dessen Thür er, ohne nach dem Anpochen erst das „Gerein“ abzuwarten, etwas ungestüm öffnete, stand ein junges Mädchen, groß, schlank, blond, wie er selber und blickte zwischen den Rosen- und Goldlackstöcken hindurch dem seines Weges gehenden französischen Offizier nach.

„So vertieft, Tomma?“ redete der Eintretende sie an, und es klang unverkennbar tiefer Mißmut aus seinen Worten.

Sie wandte sich ruhig nach ihm um. „Vertieft? nein, durchaus nicht! Ich sah nur aus, ob Vater etwa dem Kapitän noch begegnen würde. Er pflegt gerade um diese Zeit nach Hause zu kommen.“

„Was hatte denn der Franzose hier überhaupt noch zu suchen?“ fragte er gereizt.

Sie sah ihn mit einem Blicke halb des Erstaunens, halb des Unwillens an. „Was er hier zu suchen hatte? Verabschieden wollte er sich, Rikles! Daß die Batterie übergeben ist, wirst du ja wohl wissen, und ebenso, daß die Franzosen noch heute nach Varel abreißen.“

„Ja, das weiß ich, sehe aber bei alledem nicht ein, weshalb dieser Carlier dir noch besonders Adieu zu sagen brauchte.“

„Nicht mir, besonders“, entgegnete sie kühl, „sondern mir und meinem Vater, der aber, wie ich schon sagte, im Augenblicke nicht zu Hause ist.“

„Wenn dein Vater nicht anwesend war, so hättest du seinen Besuch auch nicht annehmen sollen, Tomma!“ bemerkte er grollend.

Sie richtete sich zu ihrer ganzen stattlichen Höhe auf. „Darüber wirst du die Entscheidung wohl mir überlassen müssen, Rikles! Der Kapitän ist fast ein Jahr lang, ehe er nach der Batterie übersiedeln mußte, unser Mietsmann gewesen und hat sich in seiner Eigenschaft als Hausgenosse diese ganze Zeit über nie anders als höflich und anständig benommen. Wie wir beide, Vater und ich, über das ganze Elend der Zeit und über die Fremdwirtschaft denken, das weißt du zur Genüge. Aber es wäre denn doch wahrhaftig zu viel verlangt, sollte man mit einem Menschen, der einem persönlich nie irgend etwas zuleide gethan, nicht einmal mehr ein höfliches Lebewohl austauschen dürfen!“

Er hatte sich an ihr vor dem zweiten Fenster stehendes Nähtischchen gesetzt und mechanisch ein Buch zur Hand genommen, das auf dessen Platte lag. Der Band schlug gerade an der Stelle, wo ein zusammengefaltetes Papier zwischen seine Blätter geschoben war, auf, und er sah, daß es ein französisches Werk war. „Da hat Kapitän Carlier in der Eile der Abreise wohl noch etwas von seinem Eigentum bei dir vergessen?“ fragte er spöttisch.

„Nein!“ entgegnete sie, ihn fest anblickend, „nicht vergessen hat der Kapitän das Buch, sondern er bat mich, es zur Erinnerung an die französischen Lektionen, die er mitrann und wann zur Nachhilfe erteilt hat, zu behalten.“

„Und das hast du angenommen?“ fragte er, das Papier zornmütig in seiner Hand zusammenballend. „Hätte ich vielleicht deine Erlaubnis erst einholen sollen?“ entgegnete sie herb.

„Eine Erlaubnis habe ich nicht zu erteilen, aber es scheint, als hieltest du auch nicht für nötig, meine Wünsche zu berücksichtigen.“

„Wünsche dürfen nicht auftreten wie Befehle.“

„Daß ich dich auf den Knien bitten soll, nicht mit den Franzosen schon zu thun, wirst du hoffentlich nicht von mir verlangen.“

Aus ihren Wangen war jeder Blutstropfen gewichen. „Ich verlange nichts von dir, als daß wir diese Unterredung, die uns beiden wahrlich nicht zur Freude gereichen kann, auf der Stelle endigen. Es bleibt mir dann auch erspart, dir zu sagen, wie ich über deinen Ausdruck „Schönthun mit den Franzosen“ denke.“

Ehe er nur ein Wort erwidern konnte, hatte sie sich schon abgewandt und war in der Thür des Wohnzimmers verschwunden. Einen Augenblick stand er wie angewurzelt, dann lachte er rauh auf und verließ das Haus. Als er die Landstraße entlang schritt, die

auf seine Wohnung zuführte, besann er sich, daß seine Hand noch immer das zerknitterte Papier hielt, das er dem Buche entnommen. Stand Tomma etwa mit dem Franzosen in Briefwechsel? Eine Art wahnwitzigen Verlangens, daß dem so sein, daß er vollen, unwiderleglichen Grund zur tiefsten Erbitterung gegen sie haben möge, erfaßte ihn. Er glättete das Blatt, aber die Buchstaben tanzten vor seinen Augen herum und es wahrte einige Augenblicke, bis er sich sammeln konnte. Dann las er die in Tommas fester, klarer Handschrift geschriebenen, untereinander gereihten Wörter: les étages — die Geißeln, l'oraison dominicale — das Vaterunser, le cercueil — der Sarg, junger qn. militairement — Standrecht über jemand halten.

Französische Vokabeln! Die glühendsten Liebesbetreibungen, doch sie von der einen oder andern Seite kommen, hätten nicht so niederschmetternd auf ihn wirken können, als der Anblick dieser nüchternen Vokabelnreihe. Er griff sich stöhnend mit beiden Händen an den Kopf. Vor seinem Geiste entstand plötzlich die Zeit, da er selbst als Schüler des oldenburgischen Gymnasiums unter der nicht immer sanften Anleitung des alten Präzeptors Kruse französische Uebersetzungen hatte anfertigen, französische Vokabeln hatte lernen müssen — mit verhaltenem Widerwillen, denn von jeher war ihm wie die ganze Nation, so auch ihre Sprache verhaßt. Aus jener Zeit stammte seine erste Bekanntschaft mit Tomma Kordes, die nach dem Tode ihrer Mutter einer in Oldenburg wohnenden Tante zur Erziehung übergeben worden war, da der Vater, der Kapitän eines Westindienfahrers war, sich oft das ganze Jahr hindurch nur wenige Wochen zu Hause aufhielt. Allmorgendlich waren die beiden Kinder, der vierzehnjährige Rikles und die zehnjährige Tomma sich auf ihrem Schulwege begegnet, ohne daß eins von ihnen jemals Gelegenheit zu einer Ansprache genommen hätte. Einmal jedoch fand Rikles sich veranlaßt, als Rikter der Kleinen aufzutreten und sie vor einem Schneeballtentat, mit dem ein paar Strahlenjungen sie bedrohten, zu retten. Seitdem hatte er sie mit einer Art von gönnerhaftem Wohlwollen betrachtet, ja sich hie und da zu einer kurzen Anrede herbeigelassen, während sie ihrerseits die Erinnerung an den ihr geleisteten Dienst in dankbarstem Herzen bewahrte. Dann, nachdem Rikles Schulzeit ihr Ende erreicht, hatten sie einander aus den Augen verloren und waren sich erst wieder begegnet, als Kapitän Kordes, der des Seefahrers müde war, den Posten eines Oberlootjen erhalten und seinen Wohnsitz nach Vlexen verlegt hatte. Rikles lange hatte es gedauert, bis die beiden zu frischer Jugendkraft und Jugend Schönheit erblühten ehemaligen Genossen die alte Kinderfreundschaft erneuert hatten. Seit einem halben Jahre waren sie miteinander verlobt und im Sommer sollte die Hochzeit sein, da Rikles Vater dem Sohne eine bei Vlexen belegene, ihm gehörige „Landstelle“ zu eigener Bewirtschaftung übergeben hatte.

Aber heute — was war denn nur so plötzlich über ihn und über sie gekommen? So schroff, wie heute, hatten er und Tomma sich ja noch nie gegenübergestellt! Zwar wußte er wohl, daß sie auch sonst mit großer Festigkeit auf dem bestand, was sie für ihr Recht hielt. Indes gerade in diesem Falle war doch das Recht ganz unzweifelhaft auf seiner Seite! Was hatte sie mit den Franzosen zu schaffen? War es nicht ungleich würdiger und patriotischer, wenn man ihnen jetzt, wo doch der verhaßte Zwang abgeschüttelt war, seine wahre Gesinnung zeigte und ihnen stolz den Rücken lehnte, statt — ja, er wiederholte noch einmal bei sich den Ausdruck, der seine volle Berechtigung besaß, so sehr sie sich auch augenscheinlich beleidigt durch ihn gefühlt — statt schön zu thun mit ihnen? Sie mußte einsehen, daß sie sich damit etwas vergab, und ehe das nicht geschah, war an Verständigung nicht zu denken!

In diese zornigen und unerfreulichen Gedanken hinein tönte lautes Hurra! das vom Dorfe herüberschallte. Er wandte sich um und erblickte einen großen Haufen Menschen, der aus einem der Wirtschaftshäuser hervorkam. Ein ihm bekannter alter Tagelöhner, der gerade des Weges kam, griff grüßend an die Mähe und bemerkte kopfschüttelnd: „Wenn dat man goot geht, Herr Jaspers! De Bagels, de des Morgens to tiebig singt, de hahlt des Abends de Ratt!“

„Wat hefft se denn eigentlich vör, Behrens? erkundigte sich der junge Mann.“

„Je, wat hefft se vör? Id glow, dat weet se jülst nich! Schandol wißt se maken, aberst wat Vernünftigs kummt dar nich bi herut! Nu schickt de Mair 'n por Lü (Leute) — 'n Kommishohn heet se dat jo upstums (jetzt) — na de Batterie, den Kaptein sien Salen to hahlen — kiesen se man, dor, ohl Rogge mit 'n witte Fahn' vöran. Mehr Salen mööt 't de Minschen jo doch ooh hebben — wenn 't oof man de Franzosen sünd. Nu prahlt de Bann' jo aberst, kien Stück schullen se mithebben, dat weer all stahlen Good. Ra, se besinnt sich woll noch — dat kunn jo anners stumm werden! Ochott, wenn dat ohl' Tafel-

tüg ut de Umgegend us Vlexer doch man alleen gewähren leet! Wer weet, in wat vör Angelegenheiten se us noch bringt!“

Der alte Mann sollte nur zu sehr recht behalten mit seiner Befürchtung. Kaum war die „Kommission“ die unter Feldhüter Rogges Führung nach der Batterie entsandt worden war, um Kapitän Carlies Habseeligkeiten abzuholen, nach dem Dorfe zurückgekehrt, als der halb trunkene Haufe sich auf sie stürzte. Die Koffer wurden von den Schubkarren, auf denen man sie herbefördert hatte, heruntergerissen, im Nu waren die Deckel eingeschlagen, ward der Inhalt durchwühlt. Wäsche, Uniformstücke, Papiere flogen auf die Straße. Einige anstößige Bilder, die man unter den letzteren gefunden, wanderten unter wiederndem Gelächter von Hand zu Hand. Dazwischen wurden Gassenhauer gebrüllt und Spottlieder auf die Franzosen angestimmt.

Vergebens mahnten einige der angeseheneren Einwohner des Dorfes die Unholde zur Ruhe. In diesem allgemeinen Taumel, diesem wüsten Durcheinander konnte die Stimme der Vernunft sich kein Gehör verschaffen. Erst nachdem Gastwirt Ehlers und dessen Nachbarn dem Feldhüter Rogge einige handfeste Rucke zu Hilfe geschickt hatten und es ihren vereinten Kräften gelungen war, das Eigentum des Kapitäns in sicheren Gewahrsam zu bringen, legte sich der Tumult in etwas. Den ganzen noch übrigen Teil des Tages hindurch zogen jedoch die Helden, als ob sie ein Befreiungswort vollbracht hätten, triumphierend straßauf, straßab, brachen hie und da in die Häuser ein und nötigten die Dorfbewohner, für sie aufzutischen und mit ihnen zu zechen. Wer sich dazu nicht willig finden ließ, wurde angeschrien als Franzosenfreund und mit gemeinen Schimpfwörtern überschüttet.

„Gott bewahr' us in Gnaden!“ sagte Meister Bedhusen, seine Arbeit unterbrechend und nach der Straße hinaussehend: „de verdriwt jo woll, as 't in de Bibel heet, den Däwel mit Beelzebub!“ Sein Haus war von dem Besuche der unbetenen Gäste verschont geblieben, dank dem Umstande, daß sich sein Hinrich, der von der Batterie hereingekommen war, bereit in die Hausthür gestellt hatte, gerüstet, jeden, der etwa einzubringen versuchen würde, kräftigst zurückzuweisen. Von der Wohnung des Nachbarn dagegen schallte heiseres Lärmen und Singen herüber.

„Nu hört doch mal, wo se towt dar bi Hankens!“ bemerkte seine Frau, die eben das Vesperbrot in das Stübchen brachte. „Hinrich, du geist mi hüt nich wedder henut na de Batterie, denn dat bist du dien Dellers schuldig. In 't veerde Gebot steiht freelich van de Franzosen un all wat dormit tosammenhangt, nij, aberst wenn dar to Mojes siene Tieden all Franzosen wäsen weeren, denn harr he dar oof gewiß Vedacht up namen, dat Kinner ähr Dellers in so 'ne Lage bistahn mußden.“

„Dit sünd jo aberst gar kien Franzosen, Mutter,“ erinnerte der Meister, indem ein Lächeln über sein Gesicht flog. „dit sünd jo use egen Landslü!“

„Ochott, dat is life wiet, hen und her!“ De Franzosen sünd doch an 't Ganze schuld. Weeren de Keerts doch man eerst äwer alle Varge!“

„Bernaband, jo mit Düsterwerden wißt se jo weg na Varel!“ beruhigte Hinrich. „Den Kapitän sien Salen sünd jo nu glücklich in 'n Maire sien Haus unnerbrocht. Aberst as id man hört heff, behaupt 't he, in sienen Ruffert weer sien gollen Uhr wäsen, un de harren se em stahlen.“

„Dat is jo 'n Schanne weert, wenn dat wahr is!“ fuhr der Vater auf. „Wat schall ut 'ne Saake werden, de mit Roov un Deefstahl anfangen ward! Anewerhaupt“, fuhr er, den Kopf in die Hand stützend, fort, „id woll, de Franzosen weeren erst mit heele Huut (heiler Haut) weg! Harren wi oof man eerst de faste Anewertigung, dat se nich wedder lemen, anners.“

„Ja, anners kunn 't stumm werden!“ vollendete Hinrich. Aber die Mutter fiel ein: „Ochott, Kinnerst man jo 'n Koffee ut — wat kamen schall, kummt immer noch fröh genug!“

Mit heiler Haut kamen allerdings die Franzosen aus dem Dorfe Vlexen heraus; wer aber ihre finsternen, haßerfüllten Blicke betrachtete, als sie sich in der Abenddämmerung im Hause des Maire zur Abfahrt rüsteten, dem mußte klar werden, daß nur ein Gedanke, nur ein Verlangen in ihnen lebte! Der heiße Durst nach Rache für das, was dieser Tag ihnen zugefügt.

Zwei Korbwagen waren vorgefahren. Auf ihnen fand die Gesellschaft, bestehend aus vier Männern, drei Frauen und vier Kindern Platz. Auf einen Leiterwagen ward das Gepäck geladen. Einigen Reugierigen, die sich ansammelten, um der Abfahrt beizuwohnen, wurde vom Feldhüter Rogge bedeutet, sich in angemessener Entfernung zurückzuziehen. Die Frau des

*) „Gleich weit hin und her“ — sprichwörtliche Redensart für: das eine ist so gut wie das andre.

Maire brachte im letzten Augenblicke vor der Abfahrt noch einige wollene Decken herbei, zum Schutz für die Nachtkühle. Ein höfliches: „Grand merci, madame!“ war die Antwort. Dann zog die Pferde an und die Fuhrwerke setzten sich in Bewegung. Noch aber hatte man die letzten Häuser des Dorfes nicht erreicht, als auf einmal Schüsse knallten. Die wohlgenährten dicken Adergäule machten vor Schrecken Säge, daß die Wagen umzustürzen drohten, die Frauen und Kinder kreischten vor Angst. Die Männer griffen fluchend nach ihren Pistolen und Seitengewehren, doch lautes Lachen hinter ihnen bewies, daß es lediglich auf einen Akt des Erschreckens abgesehen war. Hinter einem Zaune hervor brachen mehrere Kanoniere von der Batterie, schwenkten ihre Hüte und riefen: „Glückliche Reis! Glückliche Reis! na Frankril!“

Kapitän Carlier schüttelte unter dem Schutze der Dunkelheit die geballte Faust gegen sie und zischte: „Au revoir, messieurs! Au revoir!“

Sechstes Kapitel.

Gebilligt hatten die besonnenen und einsichtsvolleren unter den Einwohnern Vlexen die Ereignisse dieses 17. März nicht; aber bis zu einem gewissen Grade hatten doch auch sie sich berauscht an der Vorstellung, daß das Ende der Franzosenherrschaft oder wenigstens doch der Anfang des Endes gekommen sei. So wie bisher konnte es ja nicht bleiben; seit dem Bekanntwerden der ungeheuren Verluste, die Napoleon in Rußland erlitten, regte es sich in allen Ecken und Enden, und wenn man auch nicht wußte, von welcher Seite der entscheidende Schlag erfolgen würde — kommen mußte er, das stand fest.

Indessen — wenn nach solch einem Uberschäumen, einem Ausbruche, wie ihn so unerwarteterweise das stille Dorf gesehen, nur eine einzige Nacht vergangen ist, so tragen schon beim Morgenrauen die Dinge ein wesentlich andres Gepräge. Man fragt sich erstaunt, wie alles so plötzlich gekommen, und man erwägt halb ernüchtert und halb beklommen, was nun weiter erfolgen wird.

In der Frühe schon sah man den Prediger wiederum das Haus des Maire aufsuchen; ein eigens ausgesandter Bote rief aus dem etwa dreiviertel Stunden entfernten Phieswarden den zweiten Gemeindevorstand, Maire-Adjoint Mengers, herbei. Auch der in allen öffentlichen und Gemeindegemeinschaften sehr erfahrene Notar Schwarz ward zugezogen, und alle drei Herren konferierten lange und eifrig miteinander. Am Nachmittag aber sah der große Tanzsaal des Ehlerschen Gasthauses, der größte verfügbare Raum im Dorfe, eine zahlreiche Versammlung innerhalb seiner vier Wände. Sämtliche Familienväter von Vlexen, sowie die Bauernvögte des ganzen Kirchspiels waren zu einer Beratung entboten worden. „Se wilt gewiß 'n Deputatichon na Ollenborg schicken, um den Herzog zu bewillkamen“, meinten die Erleuchteten unter den Dorfbewohnern. Allein die tiefsten Gesichter der Versammelten sahen nicht nach einer so freudigen Veranlassung, wie es die Bewillkennung des Landesherrn hätte sein müssen, aus. Nicht ein einziger war unter allen, der nicht mit schweren Sorgen der nächsten Zeit entgegen sah. Während man gestern im ganzen Dorfe zu erzählen wußte, es sei weder in Bremen, noch in Oldenburg auch nur ein einziger Franzose mehr zu sehen, berichtete heute Notar Schwarz mit aller Bestimmtheit, es stehe eine sehr ansehnliche Truppenmacht in Bremen. Der Präsekt der Wefermündungen, Graf Arberg, fügte er hinzu, sei auch wahrlich nicht der Mann, seinen Posten bei den ersten aufständischen Kundgebungen zu verlassen. In Oldenburg scheine es ja allerdings nicht unerheblich zu gären und es verlautete, daß der Unterpräsekt, Monsieur Frochot, zur Abreise rüste. Aber man möge sich doch um Gottes willen nicht zu voreiligen Schritten hinreißen lassen. Noch könne jeder Tag, jede Stunde einen verhängnisvollen Umschwung bringen, dessen Folgen für das ganze Land unübersehbar seien.

„Und vor allem“, nahm der Maire das Wort, „haber wir Vlexer die dringendste Veranlassung, uns ruhig zu verhalten und an den jetzt bestehenden Zuständen nicht weiter zu rütteln. Waren wir schon in der äußersten Sorge, daß unsre Landsleute vom rechten Weferufer uns im eignen Hause ein Feuer anzünden würden, so sind wir seit gestern durch das, was sich auf der Batterie abgespielt hat, vollends in die Klemme gebracht. Von der einen Seite können uns immer die Franzosen wieder über den Hals kommen, von der andern haben uns die Leute von der Batterie in der Gewalt. Die Kerle sind ganz rabiat, saufen den Brantwein aus, den sie in den Magazinen gefunden haben, und drohen mit Gewaltmaßregeln, wenn ihnen nicht ihr rückständiger Sold ausbezahlt werde. Nur gegen das Versprechen, daß sie zu ihrem Gelde kommen würden, haben sie sich gestern dazu verstanden, die Sachen der Franzosen auszuliefern. Es bleibt uns nun nichts übrig, als diese Summe durch Sammeln von freiwilligen Beiträgen aufzubringen.“

Bei dieser Eröffnung wurden die Gesichter etwas lang. Die Landbevölkerung hält schon zu gewöhnlichen Zeiten den Geldbeutel recht fest zugeschnürt; in diesen schweren Zeiläufen aber hatte jeder reichlich Veranlassung, das Seinige aufs äußerste zusammenzuhalten. Gleichwohl sahen alle ein, daß diese Ausgabe sich nicht umgehen ließe und so war denn verhältnismäßig rasch durch Zeichnungen die erforderliche Summe gesichert.

„Das wäre nun also das erste, was uns zu thun obläge — aber nicht das einzige, lieben Freunde“, hob der Prediger an. „Vor allem muß jetzt eine Bürgergarde gebildet werden, die unter Führung eines Kommandanten den Sicherheitsdienst in Dorf und Umgegend versieht, auch in Gemeinschaft mit den Kanonieren die Batterie besetzt hält. Das aber haben wir uns klar zu machen: falls eine überlegene bewaffnete Macht einrückt, sie komme als Freund oder als Feind, so bleibt uns nichts andres übrig, als uns völlig neutral zu verhalten. Denn es wäre ein geradezu selbstmörderisches Beginnen, wollten wir — zumal gegen disciplinierte Truppen — uns auf einen Kampf einlassen.“

Das war allen einleuchtend und es erfolgte allseitige Zustimmung.

„Und noch eins!“ schloß der Pastor, „bis eine andre Ordnung der Dinge geschaffen wird, müssen wir die französischen Gesehe und Einrichtungen beibehalten und dafür Sorge tragen, daß man sie nirgends außer acht läßt.“

„Wat? nu noch?“ lautete die von Enttäuschung zeugende Antwort. „Wi sünd jo de Franzosen doch nu glücklich los.“

Der Pastor bemühte sich nun, den Leuten auseinanderzusetzen, daß mangelhafte Gesehe immer noch besser seien, als gar keine und daß völlige Zuchtlosigkeit einreißten würde, wenn man sich von allen obrigkeitlichen Vorschriften loslagte. Uebrigens sei es ja auch noch keineswegs gewiß, daß die Franzosen die Gegend dauernd geräumt hätten.

Vielen waren seine Gründe einleuchtend, vielen auch nicht, am Ende aber machte sich doch die Meinung geltend: „De Pastor hett recht! Na, vör 't eerste mußt 't so bleiben, as 't wäsen is, dat anner' find 't sid!“

Es ward nun zur Wahl eines Kommandanten der Bürgerwehr geschritten. Die meisten Stimmen einigten sich auf den Maire-Adjoint Mengers aus Phieswarden, einen ruhigen, besonnenen Mann, der sich in der ganzen Umgegend großen Ansehens erfreute. Derselbe erklärte sich bereit, die Wahl anzunehmen, doch unter der Bedingung, daß ihm ein aus mehreren Gemeindegliedern bestehender Beirat zur Seite gegeben werde, da er die Verantwortung für etwa rasch zu treffende Maßregeln unmöglich allein übernehmen könne. Dagegen ließ sich nichts einwenden, und so wurden der Pastor, der Notar Schwarz und Gastwirt Ehlers in diesen Auschuß gewählt. Gern hätte man auch den Oberlooten Kordes diesen dreien beigelegt, allein der alte Herr war wieder einmal von einem seiner Sichtsankfälle heimgesucht worden und hatte darum auch der heutigen Versammlung nicht beiwohnen können.

Als die Verhandlungen zum Schluß gekommen waren und die Anwesenden sich trennten, gefellte sich der Notar Schwarz zu dem Prediger und fragte mit gedämpfter Stimme: „Haben Sie schon gehört, Herr Pastor, wie wild es gestern in Oldenburg hergegangen ist?“

„Nein, kein Wort!“ entgegnete der Geistliche betroffen, „was hat es denn gegeben?“

„Es ist zu allerhand Excessen gekommen“, erzählte Schwarz; „verschiedenen in französischen Diensten stehenden Beamten — wohlgernekt Oldenburgern — hat man die Fenster eingeworfen; bei dem Recedeur der Domänen ist ein Attentat auf die Kasse gemacht worden, glücklicherweise ohne Erfolg. Dagegen ist dem Pöbel die Erstürmung des Zuchthaus gelungen; das dort befindliche Douanenmagazin hat man ausgeraubt. Ich habe diese Nachrichten von Cornelius Wempe, der Vieh nach Oldenburg getrieben hat und heute Mittag zurückgekommen ist.“

„Sind denn gar keine Franzosen mehr in Oldenburg?“ erkundigte sich der Pastor angelegentlich.

„Wenige, sehr wenige nur. Darum geht es jetzt auch schon an die eignen Landsleute, die notgedrungen in französische Dienste haben treten müssen. Ich habe es Wempe zur Pflicht gemacht, diese Geschichten hier vorläufig nicht herum zu erzählen und zu verbreiten. Verborgen bleiben können solche Excesse ja natürlich nicht, aber die Beschreibung wirkt wie Flugfeuer und es ist immer viel gewonnen, wenn nur einige Tage vergehen, ohne daß eine neue Flamme aufschlägt.“

„Da haben Sie sehr recht!“ stimmte der Prediger bei. „Für uns namentlich kommt es nicht aufs Handeln, sondern aufs Zeitgewinnen an. Mit immer größerer Bestimmtheit tritt ja die Nachricht auf, daß die Russen in Hamburg eingerückt seien. Bestätigt sie sich, was Gott geben möge, dann freilich wäre der Zeitpunkt gekommen, wo an der ganzen Nordseeküste das Volk aufstehen müßte wie ein Mann!“

Die nächsten beiden Tage vergingen ruhig. Weder in Vlexen noch in der Umgegend ereignete sich irgend etwas, das zu Besorgnissen hätte Anlaß geben können. Die neuerrichtete Bürgerwehr versah regelmäßig ihren Dienst und bewachte im Verein mit den Küstentanonieren friedlich die Batterie. Im Dorfe ging das Leben seinen gewohnten Gang; die Gärten wurden bestellt, auf dem Felde lothete*) man die Gräben und setzte man die „Hede“ — aus starken Latten gezimmerte Zugangspforten — in stand. Oben in der Luft aber schmetterten die Vexchen, als wollten sie eitel Frieden und Frieden verkündigen.

*) „Lothen“ nennt man das Reinigen der Wassergänge von Schlamm, Pflanzen, Wurzeln etc. vermittelst langgestielter, schaufelartiger Werkzeuge. (Fortsetzung folgt.)

Verwaist.

Die Mutter starb, ihr Platz ist leer,
Der Kinder Herz ist trüb und schwer,
Sie lassen traurig, bleich und fahl
Sich schweigend, nieder zum Mittagmahl.

Der Vater faltet die Hände, um Dank
Dem Herrn zu sagen für Speis und Trank,
Mit Thränen im Blicke, das Haupt geneigt,
Spricht er: „Herr Gott!“ und senzt und schweigt.

Die Stimme versagt dem Armen, er weint,
Die Kinder schluchzen, schmerzvereinigt,
Von Seufzern und Thränen ein Tischgebet,
So schmerzlich stumm, so schmerzlich bereut.

Nus: „Balladen und andre Gedichte“ von Gustav Hartwig. Breslau 1897. Kunst- und Verlags-Anstalt von S. Schottlaender.

Freiherr Hermann von Loeb,

der neue Minister für Galizien.

(Portrait S. 321.)

Der neue Minister für Galizien entstammt einer jener schwäbischen Kolonistenfamilien, die unter Kaiser Joseph II. nach Galizien berufen wurden. Am 29. Dezember 1835 in Sambor geboren, absolvierte er daselbst das Gymnasium und studierte die Rechte in Lemberg. 1857 trat er in den Staatsdienst bei der galizischen Statthalterei ein, wurde 1871 zum Bezirkshauptmann und zwei Jahre darauf zum Vorsteher des Präsidialbureau der galizischen Statthalterei ernannt. In dieser Stellung wurde er zunächst Statthalterbeirat und erhielt 1880 den Titel eines Hofrates. Am 4. September 1883 wurde Loeb, inzwischen in den Ritterstand erhoben, zum Vizepräsidenten der galizischen Statthalterei ernannt. Am 14. November 1888 erfolgte seine Versetzung auf den Statthalterposten in Mähren, ein Jahr später erhielt er die Geheimratswürde und im Jahre 1891 die Eisene Krone erster Klasse. Am 1. November 1893 wurde Loeb auf sein Ansuchen unter Verleihung des Freiherrntitels in den Ruhestand versetzt, aus dem er jetzt wieder in den aktiven Dienst berufen worden ist. Während seiner Thätigkeit in Mähren wurde ihm eine objektive, unparteiische Amtsverwaltung, die auch die deutsche Bevölkerung zufriedensetzte, nachgerühmt.

Künstliche Eisbahn.

(Bild S. 332 und 333.)

Man muß sich zu helfen wissen! — das ist die Losung für die frohe Kinderchar auf unserm Doppelbild. Besser wär's ja freilich, wenn die Natur etwas mehr Rücksicht auf die menschlichen Bedürfnisse nähme und selbst eine spiegelblankte Eisschicht herriichten möchte. Aber den Gefallen thut einem der Winter selten, daß er nur den Frost schickt, um die Wasserschicht des Sees zur festhallbaren Decke erstarren zu lassen, daß man nur den Schlittschuh anzuschlappen braucht und dann dahinsausen kann, so weit die Fläche sich dehnt. Die Kinder unsern Bildes verlangen sich auch gar nicht einen so großen See, wie sie den Bewohnern des Alpenvorlandes oder der norddeutschen Seenplatte die freigebige Mutter Natur bekehrt hat — ein kleiner Teich thut den gleichen Dienst für mäßige Ansprüche. Gefroren ist er ja doch, aber der die darauf liegende Schnee — für die Errichtung von Schneemännern und zum Schneeballwerfen ein ausgezeichnetes Material — ist ein Hindernis für die Schlittschufläufer. Da muß man eben der Natur etwas nachhelfen. Sonst macht man das wohl etwas anders; der große Schneepflug schiebt den Schnee in ganzen Massen ans Ufer, und der lange Pumpenschlauch übergießt die ganze Fläche mit Wasser, das alle Unebenheiten und Sprünge ausgleicht. Wenn aber die großen Mittel fehlen, so müssen die kleinen wirken. Mit welchem Eifer sie an der Arbeit sind — alle Mann auf Deck! — heißt es. Gießkannen, Küchentöpfe, Schüsseln, leere Weinflaschen, Kohlen-eimer müssen den Schlauch ersetzen, und da wird nun munter drauf los geplätschert, daß es nach allen Seiten spritzt. Dem Kero scheint der Zweck der Mühe nicht recht ersichtlich zu sein, er meint, das Spritzen gelte ihm, und er will schon dreinfahren, aber der Regisseur der künstlichen Eisbahnunternehmung hält ihn fest, um die wichtige Arbeit nicht stören zu lassen. Das schwerste Stück Arbeit hat sich die kleine Schneehauslerin rechts im Vordergrund aufhaken lassen; schon sind ihr die Finger klamm geworden, und sie sucht sie durch Anhauchen wieder etwas beweglich zu machen. Mißbilligend schaut das Resthockerchen im Schlitten auf diese Unterbrechung der Arbeit; sie ist ja höchst eilig, weil die dumme Schule so viel schöne Zeit in Anspruch nimmt, daß man den Bächerranzen immer hin- und hertragen muß und nur die spärlichen Pausen nützlich verwenden kann.

—h.

Sibirische Nomaden.

I.

Mit sechs Abbildungen.

Auf der Höhe der Wasserscheide zwischen dem europäischen und dem asiatischen Rußland, unweit der einsamen Station Jermak, befindet sich ein steinerner Obelisk. Die nach Westen gekehrte Seite desselben zeigt in weithin sichtbaren Buchstaben den Namen „Asija“, während auf der östlichen Seite „Jewropa“ zu lesen ist. Der Stein steht auf der historischen und geographischen Grenze beider Weltteile. Die politisch-administrative Grenze des europäischen Rußlands liegt freilich beträchtlich weiter im Osten, weil man es für zweckmäßig erachtete, die uralische Bergindustrie, die gerade auf der Ostseite des Gebirges zu besonders hoher Blüte gelangt ist, ganz unter europäisch-russischer Verwaltung zu stellen.

Die Station Jermak trägt ihren Namen zum Andenken an einen merkwürdigen Mann, den Eroberer Sibiriens. Zar Iwan der Schreckliche hatte Kasan erobert und dadurch der Herrschaft der Tataren in Europa ein Ende bereitet. Zur Ruhe aber war das Land dadurch nicht gekommen, denn immer aufs neue empörten sich die unterworfenen Stämme. Vor allen andern verursachten die donischen Kosaken Schwierigkeiten, besonders der Stamm, der von dem Hetman Jermak geführt wurde, so daß Iwan endlich beschloß, diesen letzteren exemplarisch zu züchtigen. Jermak, der wohl wußte, daß er der Macht des Zaren keinen Widerstand leisten konnte, zog sich, gefolgt von drei-

hundert Reitern, vorsichtig aus dem Bereich der Gefahr; er ging über die Wolga und führte in den Landstrichen zwischen diesem Flusse und dem Uralgebirge ein freies, wildes Räuberleben, bis Iwan ihm auch hierher seine Soldaten nachrücken ließ. Da überschritt er das Gebirge und entfloß in das nördliche Asien. Am Ufer des Irtysch, auf den Ruinen

können, boten sie später die unterworfenen Landstriche dem Zaren an; der wies die Gabe nicht ab und gewährte als Dank den Empörern und ihrem Führer vollständigen Generalpardon. Jermak erhielt außerdem als Ehrengeschenk eine Rüstung, die der Zar selber getragen, und dazu ein in freundschaftlichen Ausdrücken gehaltenes Handschreiben des letzteren. Diese Aus-

zeichnung erfüllte den Kosakenhetman mit Stolz; als einige in der Nachbarschaft der Feste Sibir wohnende Tatarenhäuptlinge ihn zu einem Gelage luden, legte er die Rüstung an und erweckte durch den Glanz derselben Bewunderung und Neid bei seinen Gastfreunden. Auf dem nächtlichen Heimritt aber stürzte er in einen Fluß; es kann auch sein, daß er gewaltsam hineingeworfen wurde. Dabei verlor er das Leben, da der schwere Panzer ihn auf den Grund zog.

Siebzig Jahre später wehte die russische Standarte über dem ganzen nördlichen Asien, bis zum Gesiade des Ochotskischen Meeres. Der Regierung waren aus dieser Eroberung keinerlei Kosten erwachsen, da dieselbe von den Kosaken und Pelzhändlern ganz auf eigene Faust betrieben worden war.

Das ungeheure Land, fast eine Million Quadratmeilen umfassend, wurde mit überraschender Schnelligkeit von russischen Einwanderern bevölkert. Im Jahre 1587 wurde die Stadt Tobolsk gegründet, Tomsk 1604, Jakutsk 1632, Irkutsk 1652 und Ochotsk 1638. Eine große Anzahl weiterer Städtegründungen folgte in kurzen Zwischenräumen. Trotzdem aber macht auch heutigen Tages noch die Zivilisation in Sibirien sehr langsame Fortschritte. Schwierigkeiten, die sich aus der Natur des Landes ergeben, gewisse Eigenschaften



Kirgisen mit Falken zur Jagd reitend.

des Tatarendorfes Sibir, legte er einen befestigten Platz an; nach jenem Dorfe erhielt das ganze weite Land den Namen Sibirien. Jermak und seine abenteuerlustigen Kosaken behnten von hier aus ihre Eroberungen immer weiter aus und schlugen die eingeborenen Tataren bei jedem Zusammentreffen siegreich in die Flucht.

Aus Gründen, denen wir hier nicht nachgehen

ligkeit von russischen Einwanderern bevölkert. Im Jahre 1587 wurde die Stadt Tobolsk gegründet, Tomsk 1604, Jakutsk 1632, Irkutsk 1652 und Ochotsk 1638. Eine große Anzahl weiterer Städtegründungen folgte in kurzen Zwischenräumen. Trotzdem aber macht auch heutigen Tages noch die Zivilisation in Sibirien sehr langsame Fortschritte. Schwierigkeiten, die sich aus der Natur des Landes ergeben, gewisse Eigenschaften



Markttag in Omsk.

des russischen Volkscharakters und verfehlte Verwaltungsgrundsätze stellen sich ihrer Verbreitung hemmend entgegen.

Eines der größten Hindernisse für die Entwicklung

liche Arbeiten von ihnen verrichten zu lassen. Ueber die Personalien gefangener Landstreicher ist fast niemals etwas in Erfahrung zu bringen. Die Befragten nennen sich trotzig „Iwan Iahabssvergesen“ und behaupten hartnäckig, sich auf ihr Vorleben durch-

aus nicht befinnen zu können. Im Volksmunde heißen sie deshalb die „Vergehlischen“.

Natürlich leiden nicht alle Gegenden Sibiriens in gleichem Maße unter dieser Landplage. Das Gubernium Semipalatinsk und die südlichen Teile von Tomsk bleiben von ihr fast unberührt. Dagegen wird Westsibirien besonders schwer heimgesucht, ebenso diejenigen Landstriche, durch die der „große Trakt“ hindurchführt, das heißt die einzige Landstraße, die, von Tjumenj ausgehend, über Omsk, Tomsk und Irkutsk Europa mit dem entferntesten Osten verbindet. Auf dieser Straße, die übrigens durch den Bau der sibirischen Pacificbahn ihrer bisherigen Bedeutung größtenteils verlustig gehen wird, sowie



Kirgisen im Gebet.

auf zahlreichen unscheinbaren Pfaden, die gleichlaufend mit ihr durch die Taiga (Urwald) führen, bewegt sich



Schaukelvergnügen im Kirgisendorf.

geordneter Zustände bildete bisher die Verbrecherdeportation. Nach Jadrinzew's Angaben schweifen in Sibirien beständig dreißig- bis vierzigtausend „Bradjagen“ umher, entlaufene Sträflinge, die das Land mit Raub, Mord und Brand füllen. Zwei Drittel von diesen sollen alljährlich in den Wäldern und Einöden zu Grunde gehen oder von den ergrimten Bauern und Eingeborenen erschlagen werden; dennoch nimmt ihre Zahl nicht ab, weil sich ihnen immer wieder neue Scharen zugesellen.

Gegenüber der Größe dieses Übels sind die Behörden beinahe machtlos. Ein Beobachter sibirischen Lebens, Sawalischin, hat die Bemerkung gemacht, Sibirien wäre schwerlich im Stande, mit den Bradjagen fertig zu werden, wenn die Bauern diese nicht totschlugen. Eines so gewaltthätigen Mittels darf die Polizei sich nicht bedienen; sie vermag es aber auch nicht, das Übel auszurotten. Wohl werden zuweilen regelrechte Treibjagden auf diese geflohenen Nomaden veranstaltet, die Gefängnisse reichen jedoch nicht aus, um alle Eingefangenen aufzunehmen. In der Umgegend von Tomsk wurden an einem Tage achthundert Bradjagen aufgegriffen, und die Umgegend gewisser Dörfer soll zuweilen zwei- bis dreitausend dieser unheimlichen Wanderer beherbergen. Solchen Schwierigkeiten gegenüber muß die Wirksamkeit polizeilicher Maßregeln versagen, und so wird die Verfolgung der Bradjagen auch zeitweilig ganz eingestellt. Die Behörden gehen in ihrer Nachsicht mitunter sogar so weit, daß sie selber Bradjagen anwerben, um öffent-



Vollzählung durch russische Beamten in einem Kirgisendorf.



Kirgischer Gerichtstag unter Vorsitz eines russischen Beamten.

beständig ein großer Strom entlaufener Sträflinge nach Westen, wobei diese von dem dunkeln Drange nach der Heimat und zugleich von dem Bewußtsein geleitet werden, daß im reicheren Westsibirien der Lebensunterhalt leichter zu finden ist als im Osten.

Aber noch andre, harmlosere Nomaden durchziehen das ungeheure Land, die eigentlichen Ureinwohner, die wandernden Kirgisestämme.

Verläßt man die Stadt Omsk auf der Reise nach dem fernen Osten, so wird einem zum ersten Male der Anblick der eigentlichen Steppe, jener unabsehbaren Gefilde, die so glatt und eben sind wie das Meer, unangebaut, ohne die geringste Bodenerhebung, ohne Baum und Strauch, sogar ohne Stein. Tagelang fährt oder reitet man durch die einförmige Oede; ab und zu nur erscheint als einzige Abwechslung ein einsamer Reiter am fernen Horizont, oder man begegnet einer Karawane von Kamelen, die ernst und stumm unter ihren Lasten einhererschreiten. Erspäht der Reisende aber endlich in der Ferne eine Anzahl heuschabenähnlicher Gegenstände, dann ist die Freude groß, denn nun winkt ihm die willkommene Rast in einer kirgisischen Ribitke (Zelt) und ein erfrischender Trunk Kumis.

Solch ein Akul oder Zeltendorf besteht in der Regel aus ungefähr zwanzig Ribitken, die alle nach demselben Modell errichtet sind. Die Kirgisen kampieren gern in der Nähe von Wasserläufen; wo solche aber nicht

vorhanden sind, da begnügen sie sich auch mit Sachen und Pfützen, auch wenn der Inhalt derselben nichts weniger als frisch und einladend ist.

Ein neuerer Reisender berichtet über das, was er in einem solchen Kirgisendorf wahrnahm, wie folgt: Nachdem man uns ein Zelt angewiesen hatte, brachte man ein Schaf vor den Eingang desselben, schlachtete es, schnitt es in Stücke und that dieselben in einen großen Topf, unter dem ein Feuer angezündet worden war. Als das Mahl fertig war, ging es zu Tisch, das heißt, wir setzten uns mit gekreuzten Beinen auf flache Kissen, die rings um ein auf dem Erdboden ausgebreitetes Tisch Tuch lagen. Es gab weder Teller, noch Pössel, noch Messer, noch Gabeln. Gäste und Gastfreunde aßen gemeinschaftlich aus einem hölzernen Napf und bedienten sich dabei lediglich ihrer Finger. Außer dem gekochten Schafffleisch befand sich noch ein wenig gepökeltes Pferdefleisch in dem Napf; weiter wurde nichts gereicht, nicht einmal Brot.

Mit einem halben Duzend mohammedanischer Kirgis aus einem Gefäß zu essen, ist keine angenehme Sache, da die Leute die von dem Propheten vorgeschriebenen Waschungen nur marfieren und daher stets unglaublich unsaubere Finger haben; dazu kommt noch die Sitte, den Gästen Achtung und Zuverlässigkeit dadurch zu erweisen, daß sie denselben Hände voll von dem gekochten Fleisch in den Mund stopfen.

Als Getränk genießen die Kirgis „Ziegelthee“ — Thee, der in Gestalt von Ziegelsteinen zusammengepreßt ist — und Kumiß, der bekanntlich aus gegorener Pferdemilch bereitet wird.

Die Kibitze ist ein rundes Zelt aus Filz, der über ein leichtes Holzgerüst gespannt wird. Dieses Gerüst kann schnell auseinander genommen werden und bildet eine Kamersladung. Aufgestellt ist eine Kibitze in zehn Minuten. An der einen Seite befindet sich die Thür, durch einen Filzvorhang verschließbar; in der Mitte brennt das Feuer, dessen Qualm durch eine Öffnung im Dache abzieht.

Die kirgisischen Nomaden sind in der Regel Viehzüchter, und ihre Wanderungen werden durch den Wechsel der Weideplätze bedingt. Sie ziehen jedoch keineswegs nach Südwesten umher, sondern begeben sich im Winter wie im Sommer nach ganz bestimmten Gegenden; die Regierung hat sie in Voloste geteilt, um die Steuererhebung zu erleichtern, und jeder Volost muß die ihm vorgeschriebenen Grenzen innehalten.

Sie verkürzen sich die Einförmigkeit ihres Lebens durch allerlei Zeitvertreib; neben Pferderennen ist der Ringkampf ein beliebter Sport, ebenso das Schaulaufen in Strichschleifen; ein besonderes Vergnügen gewährt ihnen die „Baiga“, bei welcher ein Reiter ein Lamm auf dem Sattelnopf festhält, das die andern ihm in vollem Jagen zu entreißen suchen.

Weiteres über diese interessanten Steppenbewohner sei einem zweiten Aufsatz (Heft 15) vorbehalten.

Aus dem Haushalt des Deutschen Kaisers.

Von

A. Oscar Klaufmann.

I. Die Garderobe des Kaisers.

Im königlichen Schlosse in Berlin herrscht trotz früher Morgenstunde schon Leben und Bewegung. Im Arbeitszimmer des Kaisers brennt Licht, denn schon ist er bei der Arbeit. In den verschiedenen Zimmern, Korridoren und Stockwerken des Schlosses sind die Angestellten mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Auch in der Garderobe des Kaisers sowohl wie der Kaiserin wird eifrig gearbeitet.

Betreten wir zuerst die Garderobe des Kaisers, so finden wir eine Reihe von Zimmern, deren Wände gleichmäßig mit breiten, schweren Garderobeschränken aus Eichenholz besetzt sind. In der Mitte des Zimmers steht ein großer Tisch, auf dem sich bequem selbst die größten Bekleidungs- und Dekorationsstücke, wie zum Beispiel Ordensmäntel, ausbreiten lassen. Nicht weniger als fünf Zimmer bilden den Aufbewahrungsraum der Garderobe. Dann kommt ein sechstes Zimmer, welches für kleine Reparaturarbeiten eingerichtet ist. Hier sitzt ein ständig angestellter Schneider, der unter der Leitung des Garderobiers und der für die Garderobe bestimmten Lakaien mit aufgetrennten Nähten, mit abgerissenen Knöpfen, Bändern und so weiter sich beschäftigt. Garderobier ist ein alterer Kammerdiener, der mit allen Eigenheiten nicht nur dieses Amtes, sondern auch des Monarchen, dem er dient, genau vertraut ist.

Vertrauen auch wir uns der Führung dieses Herrn an, der uns ein klein wenig in die Garderobengeheimnisse seines Herrn einweihen wird. Er öffnet im ersten Zimmer eines der zweiflügeligen Thüren eines Garderobenschrankes, der nur Generalsuniformen enthält. Die reich gestickten Röcke hängen an Kleiderriegeln, und über den Riegeln befindet sich ein breites Brett, auf

welchem Generalshelme, von andern Offiziershelmen durch die metallene Dekoration unterschieden, aufgestellt sind. Unter den goldgestickten Generalsröcken finden wir nagelneue Stüde, welche noch gar nicht gebraucht sind, und welche trotzdem gehalten werden müssen, weil bei irgend einer sich rasch ergebenden feierlichen Gelegenheit der Monarch einen dieser Röcke anziehen muß. Es werden uns die für den gewöhnlichen Bedarf verwendeten Generalsröcke gezeigt, welche ebenfalls noch vollständig tadellos und wie neu aussehen. Wir finden in diesem Schrank aber auch Röcke, die wirklich auf das Prädicat neu und tadellos durchaus keinen Anspruch mehr machen können. Der Hofgarderobier sieht unsern fragenden Blick und sagt:

„Das sind alte Röcke, und Majestät tragen diese am allerliebsten. Diese alten Röcke werden für gewöhnlichen Dienst verwendet, bei schlechtem Wetter, oder, wenn es sich um kleine Besichtigungen handelt, auch für die täglichen Ausfahrten von Majestät.“

„Und selbst dieser Rock wird noch getragen, der wirklich so aussieht, als würde ihn Majestät nicht mehr anziehen?“

„Auch dieser Rock wird noch verwendet. Majestät sind sehr sparsam, vor allem mit den goldgestickten Generalsröcken. Ein solcher Rock ist teuer, und Majestät sind in allen Sachen, die ihre eigne Person betreffen, außerordentlich knapp im Geldgeben. Ein solcher Rock wird zwei- dreimal neu besetzt, das heißt das Rot, soweit es nicht mit Goldstickerei bedeckt ist, wird erneuert, die Goldstickerei wird in einer Reinigungsanstalt aufgefrischt, und trotzdem sind Majestät immer noch ungehalten, wenn wieder ein solcher Generalsrock ausrangiert werden muß.“

„Wer liefert diese Röcke?“

„Ein Uniformgeschäft, das hauptsächlich die Lieferung für Seine Majestät hat; daneben liefert noch ein zweites Geschäft sowohl Uniformröcke wie Zivilsachen. Einzelne Zivilsachen läßt Seine Majestät auch in Wien arbeiten, indes werden Zivilsachen außerordentlich wenig getragen; wir haben im ganzen einen Garderobenschrank voll davon.“

Zu jedem Generalsrock finden wir an demselben Kiegel hängend die dazu gehörigen Generalschößen mit den breiten Streifen. Dann zieht aber der Garderobier den unteren Schubladenkasten des Garderobenschrankes heraus und zeigt uns hier wohlgeordnet die zu den Generalsröcken gehörigen Achselstücke und Generalsepauletten. Auch hier giebt es alte, mittlere und ganz neue Garnituren. Majestät trägt in den Feldern der Epauletts und auf den goldsilbernen Schnüren der Achselstücke keine Abzeichen der Generalleutenants, kommandierenden Generale oder des Generalfeldmarschalls. Es sind aber Generalsachselstücke und Epauletts vorhanden, in deren Feldern sich Initialen, Monogramme und sogar Nummern vorfinden.

Diese Achselstücke und Epauletts legt Majestät bei feierlichen Gelegenheiten an, wenn er ein Regiment, einen Truppenteil besonders ehren will. Er trägt dann die Uniform dieses Truppenteils, natürlich mit der Generalsdekoration, und in den Achselstücken oder in den Epaulettenfeldern die Nummer oder das Monogramm des Regiments, wenn dasselbe einen Inhaber hat. In diesem Kasten sehen Sie außer goldenen Fangeschnüren, die zu einem Generalsrock gehören, auch noch anders geformte goldene Schnüre, die um die linke Schulter herum getragen werden. Es sind die Schnüre der Flügeladjutanten. Auch diese legt Majestät, wenn auch sehr selten, einmal an, wenn es sich zum Beispiel um den Gesamtbesuch sämtlicher Flügeladjutanten beider Reichs- oder Geburtstagsgratulation handelt. — In diesem zweiten Garderobenschrank sehen Sie Infanterie-Uniformen und die Leberöcke, die Majestät trägt. Diese Infanterie-Uniformen haben kein Generalsrangabzeichen. Majestät trägt sie, wenn einem Regiment, das er besichtigt, das vor ihm paradiert, oder über das er Meldung entgegennimmt, eine besondere Ehre erteilt werden soll. Es werden dann nur die Generalsepauletts oder Generalsachselstücke auf den Uniformrock aufgesteckt. Sie sehen hier Offiziersröcke von der Garde-Infanterie mit Gold- und Silberstickerei, mit weißen und gelben Knöpfen. Sie sehen hier verschiedene Infanterieröcke von der Provinzialinfanterie mit zum Teil verschiedenfarbig besetzten Aermelausschlägen, mit weißer Passepoilierung um die Aermelausschläge für die ungeraden Armeecorps und so weiter. Besondere Helme sind nicht vorhanden, da Majestät zu diesen Uniformen den Generalshelm trägt. In diesen Schubladen hier unten verwahren wir die Generalsachselstücke, die mit besonderem buntem Luchsfutter je nach den Armeecorps versehen sind. In diesem kleinen Schrank sehen Sie in besonders angebrachten Ständern lauter Infanteriedegen. Hier dieses ganz alte Stück ist gewissermaßen ein Heiligtum. Dieser Degen wurde von Majestät getragen, als er Dienst als Sekondeleutnant that, und wird heute noch in hohen Ehren gehalten. Hier sehen Sie die Degen und Fäsilierjäger der alten Form, hier die Degen nach dem neuen Gebrauchsmuster. Wir

müssen nicht nur alte und neue Degen zur Verfügung haben, sondern auch Degen mit dem Generalsabzeichen, mit den Gardesternen, mit den einzelnen Regimentern, respektive Offiziercorps verliehenen Abzeichen auf dem Stichblatt, am Bügel des Gefäßes und so weiter. Sie sehen gleichzeitig in diesem Schrank eine Kollektion von Infanteriemützen, die ja kein besonderes Abzeichen haben, aber unter denen sich auch Mützen verschiedener Qualität in Bezug auf Tadellosigkeit und gutes Aussehen finden.“

„Und diese ganz alte Mütze wird von Majestät auch noch getragen?“

„Ja, bei schlechtem Wetter. Diese andre, etwas verschossene Mütze aber ist eigentlich nur eine Rarität. Sie stammt ebenfalls aus der ersten Militärdienstzeit unsers Herrn und wird zum Andenken hier aufbewahrt. — In den unteren Schubladen dieses Schrankes sehen Sie weiße Handschuhe. Es sind nur ein halbes Duzend neue, noch gar nicht gebrauchte vorhanden. Ungefähr anderthalb Duzend Paar haben Majestät beständig im Gebrauch, und die Handschuhe werden immer wieder gewaschen.“

„Und diese ganz alten Handschuhe, die schon sehr defekt aussehen, werden auch noch gebraucht?“

„Werden auch noch gebraucht, bei schlechtem Wetter, dann zum gewöhnlichen Ausreiten. Wir schicken die Handschuhe zum Reinigen und auch zum Ausbessern zu einem Handschuhmacher, der dafür einen bestimmten, ziemlich mäßigen Preis pro Jahr erhält. Auch mit Handschuhen ist Majestät außerordentlich sparsam. Jedes Paar hat eine vorgeschriebene Tragezeit, und wenn einmal das Leder in einem Paar nicht ganz so fest ist, wie es eigentlich sein sollte, dann geht auf Seiner Majestät besonderen Befehl gewiß eine Reklamation an den Handschuhmacher, weshalb zu den Handschuhen nicht gutes Leder genommen worden sei. In den meisten Fällen kann der Handschuhmacher nichts dafür, denn das Leder wird oft durch das Gerben mürbe und leicht zerreibbar gemacht, ohne daß man dies dem Leder vor dem Zuschneiden ansehen kann. — In diesem Garderobenschrank sehen Sie die Kavallerie-Uniformen der Armee. Da ist die Uniform der Leibregimenter, da Kürassieruniform, Dragoneruniform, Ulanenuniform, Husarenattilas. Die Kavallerie macht uns eine gewaltige Arbeit. Sie finden auch diesen zweiten Schrank noch mit Zuthaten gefüllt. Es gehören zu jeder Uniform, besonders zur Gala, andre Bekleider, die Kopfbedeckungen der verschiedenen Kavallerie-Arten sind verschieden, und nicht nur in der Form, sondern auch in der Farbe. Sie sehen hier Ulanenattilas, Dragonerhelme mit weiß und gelben Besatz, Husarenpelzmützen, Kürassierhelme in Tombat, in Nidel und Silber mit Adler und ohne Adler oben auf dem Helm. Das hier ist ein silberner, vergoldeter, mit einem massiv goldenen Adler geschmückter Kürassierhelm, den Majestät nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten, manchmal auf Reisen im Ausland trägt.“

„Dieser Helm ist aber kolossal schwer?“

„Gewiß, er wiegt mehrere Pfund, und wenn Majestät ihn bei brennender Sonnenglut einige Stunden auf dem Kopf gehabt hat, so ist es eine wirkliche Strapaze gewesen. Zu jeder besonderen Kavallerie-Uniform gehören auch, wie Sie im nächsten Schrank sehen, besondere Säbel. Ulanen und Dragoner haben dieselbe Säbelart, die Husaren dagegen mehr gekrümmte Säbel, die Kürassiere Palladsche. Die verschiedenen Regimenter der Armee haben auch an den Säbeln und Palladschen Abzeichen, und jede dieser Spezialitäten muß hier im Schrank vertreten sein. Der nächste Schrank ist, wie Sie sehen, eine kleine Musterkarte. Er enthält die Uniformen der Artillerie, der Pioniere, der Jäger, der Schützen. Dazu gehören die verschiedenartigen Helme und Tschakos, die Degen und Säbel, und hier in den unteren Schubladen, genau wie in den Garderobenschränken für die Kavallerie, die Epauletts und Achselstücke, alle in der Form, wie sie für Generale vorgeschrieben sind, aber mit verschiedenfarbigen Feldern in den Epauletts, je nach den Regimentern, oder mit besonderem Unterfutter und buntem Luch für die Achselstücke. Wie Sie sehen, sind auch die Mützen der Artillerie-Offiziere, der Pioniere, der Jäger und so weiter in diesem Garderobenschrank vertreten.“

Wir kommen zu dem nächsten Schrank, welcher die Marine-Uniformen Seiner Majestät enthält. Sie sehen hier eine Anzahl von Interims-Offiziersröcken von der Marine, dann Admiralsröcke und Beinkleider für kleinen Dienst, für Interim und für die größte Gala. Dazu die Jacketts, wie sie zur Bequemlichkeit von den Offizieren an Bord getragen werden. Majestät trägt auf Reisen zu Schiff gewöhnlich dies Marine-Jackett mit den vergoldeten Anferknöpfen. Sie sehen Jacketts mit dem breiten Goldstreifen der Admirale um die Aermelausschläge und ohne alle Abzeichen. Sie sehen auch hier alte, gebrauchte Stüde und noch gut erhaltene und nicht nur die Röcke und die dazu nötigen Beinkleider, sondern auch die Marinejäger, die Achselstücke, die Epauletts, die Mützen, die Hüte für Gala mit und ohne höhere Rangabzeichen.“

„Damit sind wohl die Uniformen erschöpft?“
Der Garderobier schüttelt den Kopf.

„Noch lange nicht. Im nächsten Zimmer finden wir nur fremdländische Uniformen, die Uniformen derjenigen Regimenter, deren Inhaber Seine Majestät sind. Hier in diesem Schrank sind nur russische Uniformen, für die Infanterie, für die Kavallerie, für die russischen Jäger. Dazu die Uniform eines russischen Admirals, dazu die Pelzmütze, die jetzt in Rußland an Stelle des früheren Helmes getragen wird, die Interimsmütze mit den großen Schildern und riesigen Kolarben, dazu eigenartige Degen und Säbel, die Kartuschen und Bändel, sowie die Schärpen — doch halt, ich vergaß. Ihnen im andern Zimmer den großen Schrank zu zeigen, in dem die verschiedenen Schärpen unserer eignen Armee, sowie die Kartuschen und Bändel in Silber und in Gold verwahrt werden. Sie finden unter diesen Schärpen recht alte Exemplare, welche Majestät für den gewöhnlichen Gebrauch und bei schlechtem Wetter anlegt. Diese älteste Schärpe, die besonders gepackt ist, ist die erste Offiziersschärpe Seiner Majestät.“

„Majestät trägt nur echt silberne Schärpen. Dieselben sind teurer als die unechten, aber halten sich viele Jahre lang. Auch diese Schärpen müssen hin und wieder in einer Reinigungsanstalt aufgefrischt werden. Doch kehren wir zu dem andern Zimmer zurück, wo die fremdländischen Uniformen sich befinden. Hier in diesem Schrank finden Sie österreichische Uniformen, im nächsten schwedische und englische, und wo Sie hinblicken, begegnen Ihnen Uniformstücke: Röcke, Beinkleider, Säbel, Degen, Pallasche und eine ganze Mustersammlung von Kopfbedeckungen, wie sie in den fremden Armeen getragen werden.“

„In diesem Zimmer hier mache ich Sie auf dies Regal aufmerksam, in dem sich Stiefel und Schuhe befinden. Sie sehen die Gummizugstiefel, die Majestät für gewöhnlich trägt, dann die hohen Stiefel, welche die Offiziere tragen, sobald sie zu Pferde sind, dort Hufarenstiefel mit Gold- und Silberbestreben, je nach dem Regiment, da große Kürassierstiefel, wie sie zur Parade angelegt werden, hier die Stiefel nach den Mustern, wie sie in fremdländischen Armeen getragen werden. Endlich braune und schwarze Schuhe für Zivilkleidung, für den Hausgebrauch Seiner Majestät, Strandschuhe, Lawn-tennis-Schuhe und so weiter. In diesem Zimmer ist auch die Zivilgarderobe untergebracht, welche für Majestät allerdings nur aus fünf Anzügen besteht.“

„Einen Frack trägt Majestät niemals. Majestät hat eine außerordentliche Abneigung gegen den schwarzen Frack, der ja auch sehr leichenbittermächtig aussieht, und es besteht sogar die Vorschrift, daß bei kleineren Besichtigungen, bei Vorstellungen, bei denen nicht die größte Gala entfaltet wird, alle Herren vom Zivil nur im schwarzen Gehrock erscheinen. Aus Abneigung gegen dies abschauliche, Frack genannte Kleidungsstück hat Seine Majestät die besondere Hoftracht eingeführt, und unsere großen Hoffestlichkeiten haben entschieden an Glanz, ich möchte sagen an Harmonie, die das Gesamtbild der Gäste giebt, gewonnen, weil der schwarze Frack immer seltener wird. Allerdings kleidet ja diese Hoftracht nicht jedermann, es gehört eine sehr gute Figur, besonders ein Paar kräftiger Beine, dazu, aber es lassen sich solche Mängel in der Figur auch durch künstliche Mittel ergänzen. Von Zivilsachen verfügt Majestät nur über zwei schwarze Ueberwürde, einen dideren Herbst- oder Winteranzug und über zwei Sommeranzüge, einen hellen und einen dunkeln. Majestät trägt eben außerordentlich selten Zivil und geht fast immer in Uniform. Auch nur zwei Zylinderhüte sind im Besitz der Majestät; dieser eine ist recht alt und abgegriffen, er wird nur bei schlechtem Wetter aufgesetzt. Einen Regenschirm trägt Majestät niemals, wohl aber Spazierstöcke, von denen Sie hier einige sehen, welche fast ausnahmslos recht billig sind. Majestät liebt eben den Prunk auch in dieser Beziehung nicht; es sind auch nur drei Zivilhüte, und zwar Filzhüte, vorhanden.“

„Dagegen ist dieser ganze Garderobenschrank, wie Sie sehen, gefüllt mit Jagdanzügen für Herbst, Sommer und Winter. Auch eine besondere Jagduniform, die bei festlichen Gelegenheiten, bei großen Jagdbänen, bei Galajagd und so weiter getragen wird, ist hier verwahrt. Ebenso der rote Rock, den Majestät bei der Subertusjagd hinter der Reute tragen, dazu die Jägerhüte, Jagdgamaschen, Mäße für den Winter, Jagdtaschen, kurzum, die ganze Ausrüstung, die für einen Jäger in Feld und Wald, für den Anstand und die Virsch, für die Jagd auf dem Wasser und in den Bergen notwendig ist. Sie sehen, diese Jagdanzüge sind alle aus guten, haltbaren Stoffen, aber es ist gar kein Luxus an ihnen entwickelt. Die Jagdgewehre Seiner Majestät hat der Leibjäger in Verwahrung, da er sie in Ordnung zu halten hat. Sie sind in einem besonderen Schrank in einem der Zimmer, die von Majestät benutzt werden, untergebracht. Als Kuriosität sehen Sie hier noch einige einfache Knoten-

stöcke bei den Jagduniformen verwahrt. Es sind Stöcke, die Majestät selbst im Walde sich geschnitten hat, oder die ihm bei seinen Jagdausflügen von Forstbedienten, auch von Landbewohnern geschenkt worden sind. Sehr hübsch ist die Garnitur der Virschfänger, die zu den Jagdanzügen gehört, und besonders dieses Prachteremplar mit vergoldetem Griff und vergoldeter Scheide, sowie mit dem vergoldeten Koppelschloß, welches zu der besonders großen Jagduniform getragen wird, kann als Sehenswürdigkeit gelten.“

„Dieser Schrank enthält, wie Sie sehen, eine Anzahl von Kürassen, und zwar einen schwarzen Kürass, einen silbernen Kürass und einen vergoldeten Kürass. Dieselben gehören zu der Uniform der Kürassiere unserer Armee und werden je nach Bedürfnis getragen. Seine Majestät hat eine Vorliebe für den schwarzen Kürass, welcher früher nur zu Trauerfeierlichkeiten getragen wurde, jetzt aber bei großen Festlichkeiten angelegt wird. Entschieden macht sich der schwarze Kürass auf dem weißen Kürassierfoller sehr gut und hebt sich besser ab als der silberne oder vergoldete Kürass. Sie sehen im nächsten Schrank zwei Ordensmäntel. Wenn ich sie Ihnen hier auf dem Tisch ausbreite, werden Sie erst wahrnehmen, wie riesengroß diese aus Sammet gefertigten Mäntel sind. Der eine ist aus purpurnem Sammet mit aufgestickten Sternen in Silber und Gold, mit goldenen Quasten versehen, um den Mantel am Halse zu schließen. Der andre Mantel ist aus grünem Sammet gefertigt und mit Silber gestickt. Majestät trägt diese Mäntel bei großen Ordenskapiteln, denen er präsidiert, und die gewöhnlich alljährlich einmal abgehalten werden.“

„Im nächsten Schrank finden Sie Sportkostüme für das Lawn-tennis-Spiel, dann auch helle Anzüge für Wasserpartien, für den Ruder- und Segelsport; ebenso sind hier die blauen Anzüge des englischen Jachtclubs zu finden, dem Seine Majestät als Mitglied angehört. Auch eine Uniform für die große Segeljacht, die Majestät besitzt, und die der des Kapitäns und der Offiziere der Jacht gleich ist, verwahren wir in diesem Schranke.“

„Wo befinden sich die Wäschevorräte?“

„Die Wäsche wird nicht von der Garderobe, sondern von der Weißzeugkammer verwaltet, die auch das Waschkloß unter sich hat. Diese Weißzeugkammer liefert uns die Wäsche für die Majestät; wir haben mit der Reinigung, Verwahrung und so weiter nichts zu thun.“

„Wer nimmt denn Majestät Maß für Uniformen und Zivilanzüge?“

„Gewöhnlich besorge ich das selbst. Aber der Schneider schickt auch Leute, die Majestät Maß nehmen, wenn dies nötig sein sollte. Anproben finden nicht statt. Die Anzüge müssen so sorgfältig gearbeitet sein, daß sie sofort sitzen. Reparaturen besorgen, wie bereits mitgeteilt, wir selbst. Sobald irgend ein Kleidungsstück gebraucht ist, kommt es zurück in die Garderobe und wird hier sofort auf das genaueste revidiert. Sind kleine Reparaturen nötig, so werden diese erst gemacht, bevor das Kleidungsstück wieder gebrauchsfertig weggehängt wird.“

„Was bedeutet dieser große eiserne Tresorschrank? Da ist wohl die Kasse der Garderobe darin?“

„Nein, dieser Tresor enthält die Orden Seiner Majestät. Dieselben haben zusammen vielleicht einen Wert von anderthalb Millionen Mark, da ausländische Orden ja fast ausnahmslos in Brillanten verließen werden. In dem Schrank, zu dem der Tresor seiner Majestät den Schlüssel hat, werden die gesamten Ordensdekorationen mit Bändern verwahrt. Diese kleine eiserne Kiste, die Sie hier sehen, dient auf Reisen zum Transport der kostbaren Ordenssterne und Bänder.“

„Sie sehen außerdem noch dort in der Ecke eine große Anzahl von Transportkörben und Koffern aufgestapelt. In diesen nehmen wir von der Garderobe Seiner Majestät auf Reisen das mit, was während der ganzen Reisezeit gebraucht wird. Geht die Reise ins Ausland, so muß besonders viel Material mitgenommen werden, aber auch im Inland sind es immer mindestens ein Duzend Koffer und Körbe, sowie besondere Körbe, in denen Degen und Säbel verpackt werden, die wir mit uns nehmen müssen.“

„Dieser fortwährende Wechsel der Garderobe muß doch für Majestät, überhaupt für jeden Herrscher recht lästig sein.“

„Gewiß ist er das, wenngleich ja dem hohen Herrn beim Ankleiden alle mögliche Hilfe geleistet wird, und Kammerdiener und Lakaien jedes Stück gebrauchsfertig zurichten. Aber sehen Sie, hier ist zum Beispiel der Zettel der Anzüge, die Majestät heute braucht. Majestät sind schon um sechs Uhr aufgestanden und haben die Infanterie-Uniform mit dem Interimsrock angelegt. Um acht Uhr hat Seine Majestät Marine-Uniform bestellt, höchstwahrscheinlich wird eine Meldung von einem Admiral gemacht, oder, was noch wahrscheinlicher ist, die Orden irgend eines verstorbenen höheren Marine-Offiziers werden von seinem Sohne zurück-

gebracht. Um dem Verstorbenen noch eine Ehrung angedeihen zu lassen, legt Majestät die Uniform des Truppenteils an, dem der Verstorbene angehörte. Um zehn Uhr ist Militärkonferenz. Majestät hat die kleine Generalsuniform dazu befohlen. Nach der Militärkonferenz legt Majestät wieder Interim an, weil das am bequemsten ist, und er auch in dieser Uniform ausfährt. Um zwei Uhr findet die Ausfahrt statt. Sie sehen eine diesbezügliche Notiz in meinem Tageszettel, damit der Mantel in den Wagen gelegt wird, ebenso aber ein anderer Mantel schon im Vorzimmer bereit gehalten wird für den Fall, daß Majestät den Mantel noch vor Besteigen des Wagens anziehen will. Abends ist Hofball, und Majestät werden dazu im Salakostüm der Kürassiere mit dem schwarzen Kürass erscheinen. — Das ist heute ein sehr kleiner Dienstag; es müssen nur fünf Anzüge bereit gehalten werden. Im Manöver, auf Reisen, bei Besichtigungen und an Tagen, wo viele Audienzen erteilt werden, muß Seine Majestät sechs, acht, ja zehnmal die Anzüge wechseln. Sie sehen also, wir haben tüchtige Arbeit allein schon mit der Herausgabe der Sachen, für die uns das Hofmarschallamt schon immer am Tage vorher die nötigen Aufträge und Winke giebt. Ebenso mit dem Revidieren und Wiederpacken der Sachen, die jeden Augenblick zur Hand sein müssen.“

Der neue Bursche.

Humoreske

von

M. Seebach.

Hauptmann Niemeier war im August, kurz vor dem Manöver, von Plauen nach Leipzig veretzt worden. Seinen Umzug mit Familie wollte er erst nach dem Manöver bewerkstelligen, da es ihm an Zeit mangelte, eine gute Wohnung ausfindig zu machen.

Hauptmann Niemeier kleidete sich immer tadellos, hielt sehr viel auf seinen wohlgepflegten Bart und war überhaupt außerordentlich eitel und von sich eingenommen. Schon im Manöver stieß er hierdurch die Kameraden ab, besonders aber war es ein gewisses Strebertum und die Sucht, überall vorteilhaft hervortreten zu wollen, was ihm nicht gerade Liebe erwarb. Gern sprengte er auf das Signal „Offiziersruf“ als erster an seinen Oberst heran, um diesem eine Probe seiner Reikunst und die schönen Formen seines ostpreussischen Wallachs vorzuführen, und der Reid mußte es ihm lassen, er sah sehr gut aus.

Das Manöver war zu Ende. An der Spitze seiner Compagnie war er mit gezücktem Säbel unter den Klängen des bekannten Marsches „Wenn die Schwalben wieder kommen“ über den Augustusplatz durch die Grimmaische Straße in Leipzig eingerückt. Hoch hatte er sich aufgerichtet und fragende Blicke um sich geworfen, ob nicht ein jeder ihn besonders betrachte, ihn, den schönen Niemeier.

Mit Befriedigung glaubte er es zu sehen.

Einige arbeitsreiche Tage kamen. Die Reserve wurde entlassen, und es hieß, sich in die neuen Garnisonverhältnisse einzuleben.

Eines fiel ihm sehr schwer. Das war der Abschied von seinem Burschen, dem treuen Friedrich Glimper. Er war ein guter, braver Kerl aus dem Erzgebirge, der alles hergab für seinen Herrn, der mit zärtlicher Liebe an dem Pferde des Hauptmanns hing und, nicht zu vergessen, der beste Freund des kleinen Heinz Niemeier war.

Thänen hingen Glimper in den Augen, als er Abschied von seinem Hauptmann nahm, bei dem er zwar manchmal keine guten Stunden verbracht, ehe er alles verstand, der ihm aber jetzt ganz vertraute, nachdem er seine treue Seele erkannt hatte.

Nur in der Großstadt hatte sich Glimper gar nicht zurechtfinden können und manchen Unsinn angerichtet. Zum Glück war Niemeier noch Strohvitwer gewesen. Jetzt galt es einen würdigen Nachfolger für Glimper zu finden. „Ein Leipziger muß es sein“, sagte sich Niemeier, „denn die Wirtschaft mit so einem dummen Kerl, der sich stets verläßt, halte ich nicht länger aus. Ich werde mir selbst einen aussuchen. Im Manöver habe ich die Leute ja genügend kennen gelernt, und meine Menschenkenntnis hat mich ja noch nie betrogen.“

Der kleine Hämerling aus dem dritten Zuge war ihm immer als besonders gewandt vorgekommen, auf ihn richtete er sein Augenmerk.

„Feldwebel“, fragte er am andern Morgen die Compagniemutter, „wo ist Hämerling her?“

„Aus Leipzig, Herr Hauptmann.“

„Gut. Was ist er im Zivilverhältnis?“

„Kutscher, Herr Hauptmann.“

„Das trifft sich ja ausgezeichnet; der Hämerling wird mein Bursche.“

„Herr Hauptmann“, gestattete sich der Feldwebel zu entgegnen, „ich glaube nicht, daß er sich besonders



Die Zeit der schweren Not. Zeichnung von Archibald Thorburn.

Aus der Liebhaberbibliothek für Jagdfreunde.

Nach Skizzen von A. v. Fischern gezeichnet von W. Grögler.



In der Schlinge.



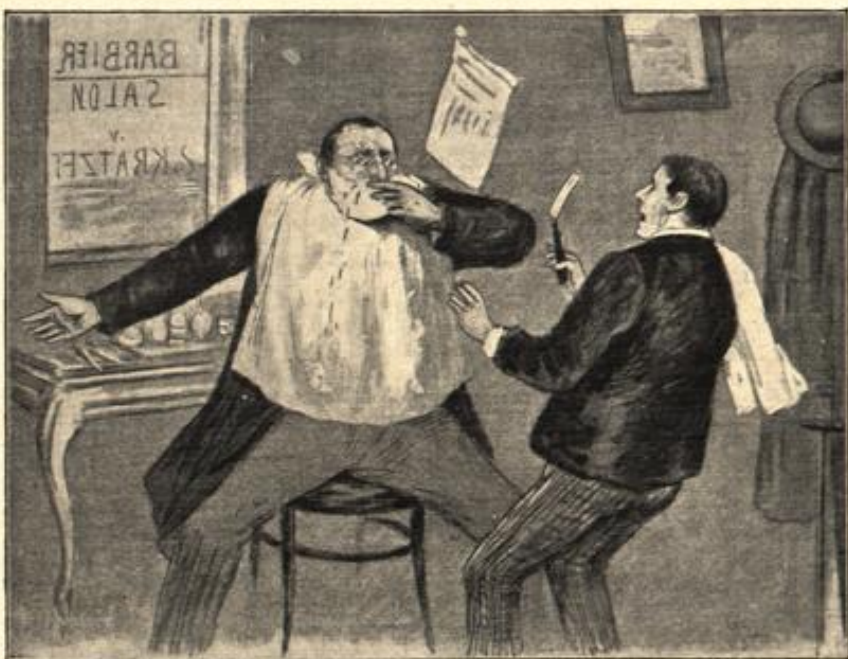
Durchgebrochen.



Ein ferner Vorsteher.



Alter Kämpfe mit seinem Rudel zu Holze ziehend.



Angeschnitten.



Abgebüßt.

dazu eignet. Er ist zwar noch nicht bestraft, doch scheint er mir ziemlich leichtsinnig zu sein."

"Mein lieber Knie, darüber beruhigen Sie sich nur, den Leichtsinn werde ich ihm schon austreiben. Im übrigen habe ich den Mann auch genügend kennen gelernt, um meiner Sache sicher zu sein. Schiden Sie ihn mir gleich mal zu."

Hämerling, ein echtes Leipziger Kind, erschien und stand stramm vor seinem Hauptmann da.

"Wollen Sie Bursche bei mir werden, Hämerling?"

"Ja wohl, Herr Hauptmann," antwortete Hämerling, indem er dachte: "Wie kommt der gerade auf mich?"

"Können Sie gut mit Pferden umgehen?"

"Sehr gut, Herr Hauptmann, ich bin zwei Jahre Droschkentrittschüler gewesen."

Wenn das gerade kein Trost in Bezug auf die Pferdepflege war, so dachte der Hauptmann: "Ich werde ihm schon auf die Finger gucken, daß er bald seine Sache kann."

"Dann übernehmen Sie von Glimper alles, morgen geht er, wie Sie wissen, weg; sollte es nötig sein, so bleibt er auch noch einen Tag!"

Die Wohnungsfrage war noch nicht gelöst. Eine Unmenge Wohnungen hatte Niemeyer schon angesehen. Entweder waren sie zu groß und zu teuer oder zu klein, oder zu weit von der Kaserne entfernt. Zwei oder drei schienen ihm geeignet, aber es fehlte der Stall am Hause, und in der ganzen Nachbarschaft war keiner aufzutreiben.

Der Rentner Schümerich in der Königsstraße, welcher die eine der Wohnungen zu vermieten hatte, meinte: "Mei kutefter Herr Hauptmann, eene Wohnung mit Ferk wer'n Se wohl schwerlich in der Stadt finden, Da müssen Se schon nach Stettin ziehn."

Der Mann wollte ihn wohl foppen; ärgerlich wanderte er weiter. Seine Compagnie lag in der Pleißenburg, er durfte also nicht außerhalb der Stadt wohnen. Endlich fand er eine Wohnung in der Sidonienstraße, die seinen Ansprüchen genügte.

Zwar fehlte auch hier der Stall, doch befand sich einer im Nebenhaus, wie die Besitzerin sagte. Der Stall war auch ganz gut, für drei Pferde eingerichtet, nur hatte den einen Stand ein Droschkentrittschüler gemietet. Derselbe war gerade anwesend, als Niemeyer den Stall besichtigte.

"Ich möchte mein Pferd hier einstellen," sagte er zu dem Droschkentrittschüler, einem dicken, gutmütig aussehenden Mann. "Ist Ihr Pferd auch ruhig?"

"O ja, Herr Hauptmann, das is eene Berle von einen Dierchen; die hat bei'n Gardereitern gedient, schon lange is es her, aber ein Soldatenferd is je noch. Se wer'n sähn, Herr Hauptmann, die vertragen sich gut. Un auf Ordnung wird Se hier ooch im Stall gehalten, da sorgt schon meene Frau mit dervor, die Se hier hintenraus wohnt."

Es war eine braune Stute, die im Stall stand, aber sie schien schon recht lange den alten Kumpelkasten von Droschke auf dem Hofe durch die Straßen geschleppt zu haben; jedenfalls war das arme Tier in den Planen schon ganz abgecheuert, die Ohren bamelten bedenklich am Kopf herum, ein Zeichen von großer Altersschwäche, und die Kniee deuteten darauf hin, daß sie wiederholt unfreiwillig Bekanntschaft mit dem Pflaster gemacht hatten. Ein richtiger Großstadtdroschkengaul!

Niemeyer mietete Wohnung und Stall; er konnte beide gleich beziehen, und ehe eine Woche verging, war alles tadellos eingerichtet.

Hämerling machte sich ganz gut. Mit dem Droschkentrittschüler Papermann hatte er bald enge Freundschaft geschlossen. Er half ihm oft bei der ihm bekannten Arbeit des Anschirrens und Droschkenputzens, und dieser lud ihn dafür in dem anliegenden Keller zu einem Kummel oder einer Flasche Gose ein.

Im Dezember saßen die beiden neuen Freunde eines Abends nach dem Füttern in der Wirtschaft zusammen. Draußen schneite und regnete es durcheinander, und ein scharfer Wind piffte durch die Straßen.

"Ich muß heute schon wieder Nachtdroschke machen," sagte Papermann, "wenn nur das furchtliche Wetter nicht wäre, fährt mer nich, so kommt isu e Schukmann un-notiert eenen, un mer kann en Dahler Straße bezahlen. Gott stramich, es is keene Freide. Un mei armes Ferk, das hält's kaum mehr aus. Da is eierich gut dran, das hat am Dage ene Stunde zu gehen, un dann werd's gleich wieder in'n Stall gestedt un gefiddert un eingewidelt wie e kleines Kind."

Nachdenklich saßen beide einige Zeit zusammen. Papermann hob jetzt langsam sein müdes, dickes Haupt und meinte: "Hämerling, du kannst mer eegentlich bei Ferk mal einspannen lassen, wenn ich nachts fahre. 's merkt's ja keene Menschenjeele, un de kriegst ooch immer was ab vom Verdienst."

Hämerling fuhr erschreckt auf. Dieser Gedanke war ja ganz verwerflich. "Aee, Babermann, das geht nich, wenn was basstert mit dem Ferk oder wenn's der Hauptmann nachts broochen sollte! Aee, nee, das kann ich nich!"

"Na, Hämerling, du bist ja auch Droschkentrittschüler gewesen und wärst's auch wieder wer'n wahrscheinlich. Du weest ja, wie schnell mer in der Nacht feiert, bassieren kann eierm Ferkchen nicht, un Soldat bin ich ja ooch gewesen; vor früh um sieben Uhr braucht ihr eier Ferk nie, da is es auch noch dunkel; märschendeels broocht ihr'sch erscht um neine oder um zähne. Un sechs bin ich frih immer zu Hause, un ich will dir 'ne Mark geben, wenn de mer's heite nacht abläßt."

Einen harten inneren Kampf hatte Hämerling mit sich durchzufechten. Die Pflicht seinem Herrn gegenüber, andererseits aber die Verführung auf die Kollegen-schaft mit Papermann und endlich eine Mark! Der Leichtsinn siegte, einmal konnte man es ja versuchen, zumal da morgen Sonntag war und der Hauptmann das Pferd doch nicht brauchte.

"Na, Babermann, einmal will ich's dir lassen, aber wenn du dem Ferk was bassieren läßt, ich sterze mich in die Pleiße!"

Hämerling stand an diesem Abend eine furchtbare Angst aus; er hatte Papermann alles weitere überlassen. Nachts quälten ihn die furchtlichsten Träume, er sah das Pferd durchgehen und in einen tiefen Abgrund stürzen, wo es zerschmettert lag. In Schweiß gebadet fuhr er auf; er sah nach der Uhr, es war erst zwölf. — Dann schlief er wieder ein; aus schwerem Schlaf erwachte er gegen sechs Uhr. Schnell war er angezogen und in dem Stall. Da stand sein Pferd ganz schön zugebedt, in der Krippe frisches Heu, es trah gut, nur schien es ziemlich müde zu sein. Er revidierte die Beine, alles war in bester Ordnung.

Das ist ja auch nicht so gefährlich, so'n bißchen Droschkentrittschüler in der Nacht, und für das Pferd ist es vielleicht viel besser, wenn es etwas mehr Bewegung hat, dachte er.

In der nächsten Woche wurde die Sache wiederholt und dann ein förmlicher Vertrag geschlossen. Hämerling wußte kaum mehr, wenn Papermann das Pferd gebrauchte, er fand es morgens immer versorgt im Stall. Das alte Pferd von Papermann hatte nun wenigstens seine Nachtruhe.

Die Rekruten waren vorgestellt und wurden in die Compagnie eingeteilt. Müde war Hauptmann Niemeyer an einem kalten, nebeligen Februarabend nach Hause gekommen und hatte sich, da die Anstrengungen des Tages ziemlich groß gewesen waren, schon um halb zehn Uhr zu Bett gelegt. Hämerling war auch gleich seinem Beispiel gefolgt, und bald lag das ganze Haus in friedlichem Schlummer.

Was war das?! Hämerling schreckte auf. Die elektrische Hausklingel vollführte einen furchtbaren Lärm. In die Hofen, die Treppe herunter war eins. An der Korridorhür stand schon der Hauptmann in Unterhosen, die Kerze in der Hand.

"Hämerling, machen Sie sofort die Haustür auf. Was mag nur los sein?!"

Hämerling öffnete. Ein Unteroffizier der Compagnie stand vor der Thür. "Alarm!" rief er ziemlich atemlos, und durch die Stille der Nacht hörte man schon von der Pleißenburg aus die langgezogenen Töne des wohlbekannten Signals herüberklingen.

"Herr Hauptmann steht oben, Herr Unteroffizier." Dieser eilte hinauf. Schnell berichtete er dem Hauptmann:

"Seine Excellenz, der kommandierende General, ist hier und hat eben alarmieren lassen. Das Regiment soll auf den Exercierplatz nach Gohlis rücken. Die Bataillone sollen gleich abmarschieren."

"Sagen Sie, ich würde nach Gohlis reiten, der anwesende Offizier oder Feldwebel soll so lange die Compagnie führen. — Hämerling, Gjel, wo steckt Er denn?"

"Hier, Herr Hauptmann."

"Nur vorwärts in den Stall, das Pferd gefastelt, bestes Zaumzeug auf, guten Sattel, gute Unterlage! In einer Viertelstunde muß der Gaul vor der Thür stehen; jetzt ist es vier Uhr."

Hämerling raffte schnell alles zusammen und stürzte in den Stall.

"Mein Himmel, das Pferd!" Beinahe sank er zusammen. Papermann machte Nachtdroschke! "O Gott, was fang' ich an? Wer weiß, wo der Kerl steckt! Ich bin verloren, wenn ich das Pferd nicht schaffe. Eine Viertelstunde Zeit, und fünf Minuten sind schon vorüber. Himmel! Ich nehme dem Papermann seins, dann hat der Hauptmann wenigstens ein Pferd!"

Mit Mühe und Not ließ sich der alte Gaul fassen; bei Lampenlicht sah er beinahe so aus wie der Wallach des Hauptmanns. Schwer kriegte er das Pferd aus dem Stall, und kaum stand er mit ihm in der stockfinsternen Nacht vor der Thür, als auch schon der Hauptmann erschien. Ehe Hämerling irgend etwas äußern konnte, sah Niemeyer im Sattel und ritt nach Gohlis ab.

"Dir ist wohl das Aufstehen zu früh geworden?" ratiionierte er mit dem Pferd, welches gar nicht in

Trab kommen wollte, trotz verschiedener Sporenstiche. "Na, warte, ich werde dir helfen."

Kaum hatte er das Tier aber in schnellere Gangart gebracht, als es zu stolpern anfang, und er infolge der Gefahr, in der Dunkelheit hinzufallen, ruhig weiter reiten mußte.

Ziemlich spät und schon erwartet von dem Bataillonskommandeur, der ihm zu seinem großen Aerger darüber Vorstellungen machte, kam Niemeyer auf dem Platz an. Es war noch ganz dunkel, und nur mit Mühe hatte er seine Compagnie gefunden.

Bald wurde abmarschiert; eine große Uebung sollte stattfinden.

Allmählich wurde es hell. Niemeyer wunderte sich, daß sowohl Soldaten und Unteroffiziere als auch vorbeireitende Kameraden ihn so erstaunt betrachteten. Da bemerkte er auf einmal die wackelnden Ohren seines Pferdes. War das sein Hans? Im Nu war er vom Pferde herunter. "Um Himmels willen, was ist das?"

Die abgeschabte Flanke eines alten Kleppers starrte ihm entgegen. Die Vorderbeine desselben standen so krumm, wie sie nur bei einem alten Droschkengaul stehen können. O welche Blamage! Und wie struppig sah das Pferd aus! "Hämerling, wenn ich dich hätte, zerreißen würde ich dich! Was hat der Kerl gemacht? Mein Pferd hat er gestohlen!"

"Feldwebel, schreiben Sie auf: Gegen den Musketier Hämerling wird sofort nach dem Einrücken Thatsache eingereicht. — Der Mann muß verhaftet werden!"

Da tönte von der Tete des Regiments das Signal "Offiziersruf". Was halfs, Niemeyer stieg auf, und in dem schärfsten Trab, den er herauspressen konnte, eilte er an dem Regiment vorbei. Ueberall glaubte er Lachen und höhnende Bemerkungen zu vernehmen; er hätte in die Erde sinken mögen. Als Letzter langte er beim Oberst an.

"Herr Hauptmann Niemeyer, ich muß bitten, daß Sie sich etwas mehr beeilen, wenn ich Offiziersruf blasen lasse, besonders da Excellenz hier ist. Aber was haben Sie denn da für ein Pferd?"

"Herr Oberst, das meinige ist heute morgen lahm geworden."

"Ja, meine Herren, dann halten Sie sich solche Pferde, die gesund sind, wenn sie gebraucht werden. Aber mit so einem Tier, heute gerade, wo Excellenz hier ist! Nein, nein, das gefällt mir gar nicht. Sie stellen das ganze Regiment bloß. Ein Offizier auf einem solchen Pferd! — Nun kommen Sie, meine Herren, Excellenz wartet dort schon."

Alle berittenen Offiziere konnten sich des Lachens kaum mehr enthalten. Es sah auch zu komisch aus: Dieser alte Gaul mit dem schönen neuen Sattel- und Zaumzeug, und auf ihm der elegante Offizier mit Lackstiefeln und tadelloser Gewandung. Ihm geschah es aber ganz recht, dem Streber!

Niemeyer war außer sich. Seine Karriere schien ihm gefährdet. Und als erst Seine Excellenz, ihn mitleidig ansehend, sagte: "Na, Herr Hauptmann, Sie konnten sich auch wohl mal ein andres Pferd kaufen," da konnte er kaum die Thränen der Wut und des Aergeres zurückhalten. Daß gerade ihm das passieren mußte!

Hämerling war in Todesangst zurückgeblieben. Papermann mußte er suchen, jeden Augenblick konnte der Hauptmann zurückkommen. Wie rasend rannte er durch die Straßen jeder einsam dahintrollenden Droschke nach, aber immer war es nicht Papermann.

Schweißtriefend und atemlos langte er gegen sechs Uhr in der Sidonienstraße wieder an, als gerade Papermann gemächlich von der andern Seite in dieselbe einfuhr.

"Babermann, ich bin verloren! Du hast mich auf dem Gewissen!" brüllte er ihn an.

"Was hast du denn, mei Kindchen," sagte Papermann ruhig.

"Alarm war, und der Hauptmann hatte keen Ferk."

"Alarm?" Papermann wäre wirklich beinahe vom Bod gefallen. "Oje, das ist schlimm! Was hast du denn gemacht?"

"Der Ferk hab' ich ihm gegeben. Er weest es noch gar nich, es war so dunkel."

"Meine alte Stute! Hämerling, du bist wohl ganz verrückt, die hält's ja gar nicht mehr aus; sie hat sich gestern frih erscht wieder die Kniee frisch aufgeschlagen! Na, nu is aber nicht mehr ze machen."

"Ja, aber ich! Dir kann's schon gleich sein."

"Warte mal! — De jagst, de hättest in der Dunkelheit de Ferk verwechselt, und dann wollen wir weiter sehen, was sich machen läßt."

Um zwölf Uhr mittags rückte das Regiment ein. Niemeyer wollte absteigen, doch der Oberst, der immer noch ärgerlich war, sagte: "Sie führen Ihre Compagnie zu Pferde nach Hause, Herr Hauptmann!"

Ganz geknickt ritt er nun mit gequämtem Schwert an der Spitze seiner Compagnie den bekannten Weg über den Augustusplatz und durch die Grimmaische Straße. Wie ganz anders aber als beim Einzug nach dem Manöver. Die Musik ließ ihre heiteren Weisen

Was giebt es Neues?

Militär und Marine.

Das deutsche „Armeeverordnungsblatt“ veröffentlicht eine Aenderung der Heeresordnung dahingehend, daß als Entlassungstag der am 1. April oder 1. Oktober eingestellten und nach einjähriger Dienstzeit zur Reserve beurlaubten Mannschaften der 31. März, beziehungsweise der 30. September in die Entlassungspapiere einzutragen ist (statt bisher 1. April, beziehungsweise 1. Oktober). Für den Uebertritt in die Landwehr, beziehungsweise Austritt aus derselben ist jedoch auch fernerhin erst der 1. Oktober, beziehungsweise 1. April als Ende der Dienstzeit zu betrachten.

Eine Kabinettsordre, Berlin, 18. November, bestimmt, daß vom Herbst 1898 ab die Trainsoldaten in der Regel nach einjähriger aktiver Dienstzeit zur Reserve zu beurlauben sind.

Länder- und Völkerkunde.

Eine eigenartige Feier lodte in der Christnacht die Einwohner von Neustadt a. A. auf die Flur. In jener Gegend besteht die uralte Sitte, den Schafhirten mit einem Geschenk zu bedanken, wenn es ihm möglich war, ununterbrochen bis Weihnachten die Rinde auf dem Felde bei seiner Herde zuzubringen, ohne daran durch Schneefall gehindert zu werden. Die Feier gestaltete sich dermaßen: Es wurde der Pferchlarren mit einem Christbaumchen geschmückt und ringsum Lampions angebracht, Schüler sangen Weihnachtslieder, und ein Geistlicher wies in einer weisvollen Rede auf die Bedeutung der Feier hin. Hierauf wurde dem Schafherd ein Geldgeschenk von über 100 Mark überreicht. Diese gewiß seltene Feier soll in dieser Gegend zum letztenmal im Jahre 1793 stattgefunden haben!

Handel. Verkehr. Industrie.

Ein Viertelstündchen auf dem Comptoir. Wie fast jeder Beruf seine eignen technischen Ausdrücke hat, so ist dies in ganz hervorragendem Maße bei dem Kaufmannsstande, und hier wieder insbesondere im Bankfach der Fall. Betritt ein Laie die heiligen Räume der Buchhalterei eines Bankhauses, so staunt er ob der vielen fremden Worte, die an sein Ohr schlagen. Sehen wir uns die Tarnsprache auf und lauschen wir ein Viertelstündchen. „Meyer, können Sie mal schnell einen Satz machen?“ Diese Frage wird an einen jungen Mann gerichtet. Der Zuhörer glaubt im Juxtas zu sein; zur Belehrung diene ihm, daß der also Angeredete nur eine Buchung vornehmen soll. — „Dieser Posten muß auf die andre Seite gebracht werden“, so läßt sich jetzt jemand vernehmen. Daß mit der andern Seite nicht die der Strafe, sondern die des Hauptbuches gemeint ist, ist ebenso klar, wie daß Soll auf deutsch Debet, beziehungsweise Haben Kredit bedeutet. — S. E. u. D. heißt nicht: „Sie Esel und Ochse“, wie man den Lehrlingen erzählt, sondern „Salvo errore et omissione“, auf deutsch: „Irrtum und Vergeßen vorbehalten“. Ein doppelt italienischer Buchhalter ist nicht etwa einer, der für zwei arbeitet und aus dem Lande der Zitronen stammt, sondern nur jemand, der die Kenntnis der doppelten Buchführung, die nur Italien gelehrt hat, besitzt. Hier sei auch die alte kaufmännische Sitte oder vielmehr Unsitte erwähnt, jeden Brief mit den Ausdrücken der tiefsten, ererbenden Ehrfurcht zu schließen. Uns ist kürzlich folgender Schluppsatz eines Schreibens an einen säumigen Schuldner zu Gesicht gekommen, der also lautet: „Mit einem Worte, Sie sind ein Mensch, vor dem man auch nicht die geringste Achtung haben kann. Hochachtungsvollst R. R.“

Naturwissenschaftliches und Erfindungen.

Was der Obstbau einbringen kann, zeigt folgendes: In einem Dorfe auf Allen besitzt ein Hufner, der sich sehr für Obstbau interessiert, einen Obstkarten, etwa 1 Tonne (1/2 Hektar) groß, meistens mit Gravensteinern und Pringäpfeln, den in Schleswig-Holstein beliebtesten Sorten, bepflanzt. Die Bäume stehen in der besten Ertragszeit. Der Besitzer pflegt dieselben und sorgt für geeignete Düngung. Sie stehen im Großlande, aber sehr geschützt gegen Norden, Westen und Osten. Im Jahre 1896 wurden ihm für die gesamte Ernte in Bausch und Bogen 1300 Mark geboten; er verlangte aber 1600 Mark. Im vergangenen Jahre erzielte er 1800 Mark von diesem halben Hektar.

Die einfachste Elektrifizierungsmaschine ist ein Blatt Papier in der Größe eines Viertelbogens. Man erwärme dasselbe an einem Ofen oder über einer Lampe, lege es auf eine polierte Tischfläche und streiche einige Male mit der flachen, trockenen Hand darüber. Hebt man das Blatt an einer Ecke auf, so spürt man an dem Widerstande die elektrische Anziehung zwischen dem Tisch und dem Papier. Ist die Trockenheit der Hand genügend, und war das Papier gut erwärmt, so zeigt sich eine Lichterscheinung, wenn der letzte Zipfel des Papiers von dem Tisch getrennt wird. Reiben mit erwärmtem Pelzwerk, Fuchsschwanz oder Rayenfell steigert die Erscheinungen, welche bei dem sogenannten Pyropapier (Nitrocellulosepapier) am schönsten auftreten.

Unterrichtswesen. Gesundheitspflege.

Weibliche Schulspektoren in England. Bei den jüngsten Wahlen zum Londoner Schulaufsichtsrat wurden in dieses Amt sieben Frauen gewählt, die alsbald eine umfassende Tätigkeit als Schulspektoren entfalteten. Da sie als Mitglieder jener Behörde jederzeit Zutritt zu allen öffentlichen Schulen Londons haben, so stellen sie durch unmittelbare Nachfragen fest, daß ein großer Teil der Schüler und Schülerinnen aus den Arbeiter-vorstädten des Ostens und Nordens der Stadt ohne warme Nahrung des Morgens zur Schule kommt und auch sehr oft warmen Mittagessens entbehrt. Sie haben nun den Antrag gestellt, alle Volksschulen der Londoner Vorstädte mit Verköstigungsanstalten zu verbinden, in denen diejenigen Schulkinder unter zehn Jahren, die nachweislich zu Hause keine genügende Nahrung erhalten, kostenlos gespeist werden sollen.

Als ordentliche Hörerinnen haben sich nach den amtlichen Listen an der Berliner Universität 162 Damen einschreiben lassen: 98 Deutsche, 26 Amerikanerinnen, 23 Russinnen, 4 Oesterreicherinnen, 4 Engländerinnen, 2 Französinen. Je eine studierende Frau handten Finnland, die Schweiz, Holland, Ungarn, Bul-

garien. Drei Damen hören Theologie, drei Jura, und zwar sind die drei Juristinnen Deutsche. Zwei Damen hören Medizin; alle übrigen sind in der philosophischen Fakultät eingeschrieben.

Gerichtssaal.

„Wie wird mir denn da?“ Mit dieser neugierigen Frage, die natürlich keine Beantwortung erfährt, trat der Gärtnereibesitzer Georg X. vor den Richter, nahm sein rot kariertes Taschentuch heraus und vollzog eine derart geräuschvolle Säuberung seines kupferfarbigen Gesichtsvorhangs, daß er die ungeteilte Aufmerksamkeit erregte. Nachdem die mächtigen Töne nach Trompetenart ausgeklungen waren, brachte der Mann eine flosserähnliche Dose zum Vorschein, aus welcher er sich eine halblotzschwere Priße herausnahm, die auf einige tiefgezogene „bischwischsch“ verschwunden war. „Run“, meinte der Richter, „jetzt möchte ich selbst fragen, wie mir da wird; Sie meinen wohl, wir sind des Schnupfens wegen da?“ — „Ah, Herr Staatsanwalt, selber a Schnupfer? O'weik a Schmaroger? Na, da nehmen S' halt a Prißerl, a echter Wirschini! Säh, dös is a Tabakerl; schab, daß mer'n a schnupst“, meinte Herr X. und präsentierte seine Dose. Die Priße wurde abgelehnt, worauf der Angeklagte pikaresk bemerkte: „Na, Sie brauchen's nur s' jag'n, um dös Geld bring' i mein' Tabak überall an, übrigens, was a guete Priß Tabak manchmal wert is, dös kennt nur a echter Schnupfer. Schegen S', da giebt's g'nua Leut', die gipen an Schmalzer 'nauf, bis' nimmer red'n können vor Verstopfung. Und dann den G'ruch — wennst neben so an Schmalzertappet'n sitzt, na' moanst, heut is dös Evangelium vom Teufelsausstreiben, und dös Luederzeug kost no recht viel Geld. Andre schnupfa dös Judpulver, dös neuerfundene, wo aus'n Münzenkraut g'rieb'n wird“ — in diesem Moment nahm ein Anwalt eine Priße aus einer silbernen, innen vergoldeten Dose; sofort unterbrach sich Herr X. und sprach: „Oelt! i bin aa so freundlich, Herr Dokter“, nahm sich ebenfalls eine Priße, roch daran und warf sie mit den Worten weg: „Wie wird mir denn da? So a G'lump mag a gebildeter Mensch schnupfa? I moan' ja grad, Sie ham a Haardöglas' in Gahner Dof'n g'leert! Da is' doch um dös schöne G'schirr schab! Net amal in an Stranihl möcht' i so a G'lump umanand' tragen. Wie mer sich net in die Leut' täuschen kann; bei Gahna hätt' i was Richtiges g'uecht! Da g'langen S' amal eina, damit S' aa amal zu aner ordentlichen Priß femma. I jag's ja alleweil: Wer loan G'schmack hat, is o'g'schmooh und lebt nur halbet! Und wenn S' für die Dofen vier'g'a Marxl zahlt ham, lan S' no lang loa Schnupfer.“

„Herr X.“ bemerkte der Richter, „wir sollen eigentlich verhandeln, Ihre Schnupferei ist hier Nebensache. Ich bitte, Ihre ganze Aufmerksamkeit jetzt mir zuzuwenden, und fordere eine Erklärungsabgabe bezüglich der von Ihnen verübten Beleidigung in einem hiesigen Viertel.“ — Angeklagter: „Ja, dös hamer schnell bei anand! Ueberhaupt, wie wird mir denn da? Dös war ja aa wegen der Schnupferei. Also schaugen S', i war im Dingskeller und hab' die erste Maß, da g'lang' i in d' Taschen und will mir a Prißerl nehma, drei oder vier so Bergel'gottschneider die warten aa drauf, und da bin i scho beari, wenn i solchene Schmaroger seh, die alleweil die schön reinlichen Leut' spielen wollen und auf an andern keine Dof'n wart'n. Der oane darf net schnupfa, weil's d' Frau net erlaubt, vielmehr weil's Tlachl net waschen mag; der andre thuet net schnupfa aus Hungerigkeit, weil der Tabak was kost't. Der dritte sagt: „Schnupfer bin i loaner, aber hie und da a Prißerl räumt recht auf.“ Und jeder lauert, bis d' Dof'n aufabringt, nur wenn Sie sagen: „Jetzt möcht' i amal Gahna Dof'n seh'n“, nachher kriegen S' an Schmarren. So oft aber Sie selbst a Prißerl nehma, g'langen a zehne in Gahna G'schirr, und so was hab' i did. I geh amal aufa und laß meine Dof'n auf'n Tisch liegen, was selten bei mir vorkommt, weil i die Eingriff in meiner Abwesenheit erst recht net leiden kann. I kinn wieder eina und möcht' a fünf Minuten drauf mein gewöhnlich's Prißerl. Ja, wie wird mir denn da? Die ganze Dof'n is leer, wie aus'g'schlekt; i bin rein weg und schaug unter'n Tisch, ob mir der Tabak am End' wegg'schütt' wor'n is. Wissen S', es giebt scho diweil so guete Wismacher, aber i sieh nig'n. „Meine Herren!“ jag' i, „was recht is, dös is recht, aber wenn S' vielleicht moant's, von euch Rauberg'sind' läßt sich unferoaner haheln, nachher seib's an Unrechten femma, in Bezug auf mein Tabak da kann i a sterbensfader Kerl sein, und schnell is die G'schicht' fertig.“ I schaug auf die Anred' die ganze Bande an, und wissen S', wenn i amal oan' ins Aug' soll', dann hat's was! Roaner rührt sich. Jetzt han i andre Seiten aufjog'n, weil solchene Leut' an' Menschen net guet lassen, mit aller Gewalt net. „Säh!“ jag' i, „mein Tabak is furt, augenblicklich will i wissen, mer'n hat, und dös gleich, sunst derlebt's a Muß, wie ihr vom Hänn und vom Gungl no net g'hört habt, und trummelt kann aa mer'n. I hätt' doch g'moant, a oanziger von euch hätt' no um a Fünferl Charakter, aber ihr seid lauter Lumpen.“ — „Gar net schlecht!“ jagt der Schloffermeister, „da möcht' i no länger bei euch da sit'n, i glaub', da kunn mer bei aner Razzia sogar mitpaß und eingewidelt werden.“ — „O meine Zeit!“ jagt a anderer an, „der macht an Epusi mit fein Ros'n-jutter, wenn's drauf ankummt, nachher is a Rehrabak, von der Labendudd' i samm'g'schwabelt, die ganze Koffer voll um drei Pfennig, lauter trodene Flieg'nköpf. I woah gar net, wie oaner so gemein sein kann und mag wegen so an G'rass'l reden; net um a Marxl möcht' i mir so an Tabak in die Nas'n ziah'n.“ — Säh, da war i ganz farr! Ausgeplündert, net a Steimerl Tabak mehr, dann noch auf a solchene Art beleidigt, und net amal wissen, wer mir's angethan hat, — dös war j'viel. Auf-g'Rand bin i, in oaner Hand die leere Dof'n, in der andern den leeren Kruag, und g'fragt hab' i: „Wer hat an Rehrabak? Was trodene Flieg'nköpf? Wie moant ihr dös G'rass'l? Was is gemein? Des aus'g'schante, verflozene Schmaroger, dös G'sindel... wünsch' allerleits Glück Gott!“ Roa Wörtl' hab' i weiter g'lagt und bin an 'n andern Tisch g'sess'n. Alle waren's einverstanden, nur der talfeste Schneider da, der fangt's Auf-drahn an und klagt mir ein. I hab' eahm net amal g'moant,

wenn i aa von der ganzen Tischg'hellschaft g'sprocha hab', aber: erstens woah i heut no net, wer mir den Tort anthuan hat, zweitens soll mir's grad der Schneider, wenn er unbeteiligt war, verraten ham, drittens war i bestohlen und beleidigt, und überhaupt hab' i a Stund' früher hoam müß'n, daß i no an Tabak kriagt hab'. Wie war' mir denn da? „Moan' S', da is net no a Sachschädigung und vielleicht a wengl a grober Unfug dabei? I nehm' meine Ausdrück z'rud, wenn der Schneider beleidigt is, und der soll die Kosten zahl'n, na' han mer wieder recht.“ — Nach dieser großen Rede nahm der Beklagte eine Doppelpriße und hörte ohne Einwand die Vernehmung der drei Zeugen an, verzichtete sogar auf das Schlußwort und wurde nach kurzer Beratung zu zehn Mark Geldstrafe verurteilt. Als das Urteil verkündet wurde, hatte unser Gärtner bereits wieder eine Priße mit Daumen und Zeigefinger gefaßt; dieselbe wurde schon langsam zu Boden gestreut, statt ihrer Bestimmung zugeführt zu werden. „Was? Zehn Marxl und Kosten? Ja, wie wird mir denn da?“ rief er erstaunt aus. — „A bisserl besser!“ rief eine halblaute Stimme aus dem Zuhörerraum. Der Beklagte sah sich um, nahm eine Priße und ging kopfschüttelnd zur Thür hinaus. Wenn Wände töten könnten, wäre der klägerische Schneider eine blasse Leiche gewesen.

(Mch. Neuest. Nachr.)

Gesetze und Entscheidungen.

Die beliebten „Schnelltraungen“ auf Helgoland werden mit dem Beginn des Jahres 1900 beseitigt; das Bürgerliche Gesetzbuch, welches zu diesem Termine in Kraft tritt, macht diesen Kopulationen ein Ende, weil die Insel einen Teil der preussischen Monarchie bildet. Es treten dann an die Stelle der bisherigen Rechtsnormen in Betreff der Eheschließung die Vorschriften der Paragraphen 1316 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Hiernach sind also künftig ein Landesamtliches Aufgebot und die Eheschließung vor dem Standesbeamten erforderlich und die letztere die einzig statthafte und gültige Form für die Eheschließung.

Ein für Radfahrer wichtiges Urteil fällt kürzlich das Landgericht II in Berlin. Auf einer Radeltour wurde der in Charlottenburg wohnhafte Kaufmann F. zwischen Grünau und Schmiedewitz von einem Hunde angefallen, der nicht weichen wollte; er zog einen Taschenrevolver und tötete das Tier. Der Besitzer verlangte Schadenersatz und klagte, da F. hierzu sich nicht verstehen wollte, einen Betrag von 150 Mark ein. Das Amtsgericht Charlottenburg verurteilte F. zur Zahlung. Die hiergegen beim Landgericht II eingelegte Berufung hatte Erfolg; das Gericht nahm, der „Radwelt“ zufolge, an, daß F. nur in der Notwehr gehandelt habe, und wies den durch die Klage erhobenen Anspruch zurück.

Litteratur.

Ein zuverlässiger Führer durch die gesamte Zeitungs- und Zeitschriftenlitteratur des In- und Auslandes ist der soeben in 31. Auflage erschienene große Zeitungskatalog und Infektionskalender für 1898 der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse. Uebersichtlich angeordnet, enthält der Katalog ein vollständiges Verzeichnis sämtlicher Zeitungen und Fachblätter Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, sowie aller wichtigen Blätter des übrigen Auslandes. Er informiert den Interessenten über die Verbreitung, Erscheinungsweise, politische Tendenz der einzelnen Organe, über Infektions- und Reklamapreis, Spaltenbreite, Spaltenzahl und über die der Anzeigenberechnung als Basis dienende Grundgröße der Blätter nach dem beigefügten Normal-Zeilenmaß. Die Methode, nach welcher man Annoncen durch typographische oder illustrative Mittel am vorteilhaftesten ausstattet, so daß der Blick des Lesers unwillkürlich auf die betreffenden Anzeigen gelenkt wird, ist besonders ausführlich und anschaulich behandelt. Was die äußere Ausstattung des Zeitungskataloges anlangt, so ist die beifällig aufgenommene Form einer Pultmappe mit Schreibkalender für alle Tage des Jahres, unter Verwendung eines neuen und eigenartigen Einbandes, beibehalten.

Ehrenmeldung.

Hauptmann von Arnim auf Eisenwerk Dangernhütte bei Halle stiftete bei der Vermählung seiner Stieftochter Fräulein Wagenführ mit Lieutenant Herwarth von Wittenfeld hunderttausend Mark für die Pensionskasse der Arbeiter.

Der kürzlich verlebte Rentner und frühere Teilhaber der Firma Karl Schleicher & Söhne in Düren, Erich Schleicher, hat 600 000 Mark für wohlthätige Zwecke vermacht, darunter 100 000 Mark für die Epileptiker-Anstalt des Pastors v. Wobelschwingh in Bielefeld, ferner 100 000 Mark der Dürener Realschule und 25 000 Mark dem rheinischen Blindenverein. Die dem Verstorbenen gehörende Burg Riddaggen wurde dem Kreise Düren vermacht.

Gestorben:

Der unlängst verlebte Kommerzienrat E. ten Brink in Arken (in der Nähe des Bodensees) hat sich durch die Fürsorge für seine Arbeiter ein unvergängliches Gedächtnis gesichert. Er hat die Arbeitszeiten gekürzt und jede Neuerung zum Schutz der Arbeiter vor Gefahr und Krankheit geprüft und auszunutzen gesucht. Er hat seinen Arbeitern Wohnungen gebaut, Zuschüsse dazu gegeben und sie den Arbeitern durch Abzahlungen zu Eigentum werden lassen; er errichtete Kantinen, Speise-Anstalten, Konsumanstalten, Kochschulen, Heime für ledige Arbeiter beider Geschlechter, ließ die Mädchen der Arbeiterfamilien in allen Zweigen weiblicher Arbeit unentgeltlich unterrichten und gründete ein musterhaftes Krankenhaus. Seine neueste Anstalt war für Lungenleidende und Konvalenszenten. Er hatte auch durch Altersklassen und Prämienvergütung dafür gesorgt, daß jeder Arbeiter vom sechzigsten Lebensjahr sorgenbefreit in Ruhe leben konnte. Dabei hatte er Interesse für jeden Arbeiter, sowie dessen ganze Familie und kannte alle, obgleich er in seinen Webereien und Spinnereien über 1200 beschäftigte. Seine Einrichtungen werden in gleichem Geiste fortgesetzt werden und wie bisher vielfach vorbildlich sein.